Münster, 1928, № 35 Phil. Diss.

Germanistik

# Alban Stolz' Naturerleben

Antonia Scheidgen

1128

Germanistik

# Alban Stolz' Naturerleben

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster in Westf.

vorgelegt von

Antonia Scheidgen
aus Bottrop.

1 9 2 8

Druck der Westfälischen Vereinsdruckerei A. G.
Münster in Westf.

Tag der mündlichen Prüfung: 10. Dezember 1926.

Dekan: Herr Prof. Dr. von Salis.

Referent: Herr Prof. Dr. Schwering.

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

Meinem Vater

und dem Andenken

meiner Mutter.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546201_0030

# Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung: Alban Stolz' (Stellung und Wertung in der Literatur). . 9

Erster Teil.

Die vorwiegend gegenständliche Naturlyrik . . . . . 14
Vorbemerkung: (Heimat, Reisen, Naturstudien, Bildersprache) . 15

I. Das malerische Sehen (Phänomene des Lichtes).
1. Lichtquelle und Lichtschein . . . . . 21
2. Schilderung der bewegten Lichtreflexe . . . . . 21
3. Gedämpfte Lichtwirkungen . . . . . 21
4. Farbenfülle . . . . . 25

II. Das akustische Feingefühl. Vorbemerkung: (Romantische Musikliebe).
1. Klang und Farbe . . . . . 29
2. Die verschwiegene Naturmusik . . . . . 30
3. Verdeutlichung der Stille . . . . . 32
4. Stärkere akustische Wirkungen . . . . . 33

III. Der Sinn für rhythmische Bewegtheit . . . . . 34

Zweiter Teil.

Das subjektive Naturgefühl.
Vorbemerkung: (Menschliche und künstlerische Eigenheit) . . . 35
Das sympathetische Erleben:
der Landschaft in ihrer Totalität . . . . . 39
der Elemente im Landschaftsbild . . . . . 40
der Jahres- und Tageszeiten . . . . . 42
des Atmosphärischen . . . . . 46
Charakteristische Tendenzen.
Anklänge an einen romantischen Pantheismus, Panpsychismus 47
Romantische Sehnsucht (Fernweh, Stimmung des Rückblicks) 52

Dritter Teil.

Die religiös metaphysische Betrachtung der Natur.
Die metaphysisch verklärte Naturauffassung.
Vorbemerkung: (Verwurzelung in der Mystik, poetische Grundansicht) . . . . . 57
Motive:
Gott der Schöpfung Ursprung und Ziel . . . . . 60
Die Natur, ein Symbol des Unendlichen, Göttlichen . . . 62
Typologie des Menschlichen in Tier- und Pflanzenwelt . . 66

Das Gloria der Natur . . . . . 69
Wechselbeziehungen zwischen Naturaesthetik und Ethik . . 70
Der Glaube an den vollständigen Sieg der erlösten Natur, mystisches Vorahnen dieser endgültigen Naturverklärung in der Gegenwart . . . . . 71

Die metaphysisch verdüsterte Naturauffassung.

Vorbemerkung: Quellen dieser Betrachtungsweise (Eigene Psyche, Einflüsse der Zeit) . . . . . 74

Motive:

Die Natur ist krank und vergiftet, Schwermut ihr Grundton, handelnd gegen den Menschen, teilnahmslos, hassend . 77
Das geisterhaft Dämonische a) des Mondes, b) der Nachtnatur, c) der Gebirgswelt . . . . . 80
Das Bezaubernde, Unerfüllte, Verführende der Natur . . . 83
Elegie auf die Vergänglichkeit . . . . . 84

Ausklang . . . . . 86

# Benutzte Literatur.

Alban Stolz: Gesammelte Werke, Oktavausgabe 21 Bde., hrsg. von Julius Mayer, Freiburg 1915.
Alban Stolz: Briefwechsel „Fügung und Führung", 3 Bde., hrsg. von Julius Mayer, Freiburg, 8.—10. Aufl. 1911—13.
Alban Stolz und die Schwestern Ringseis, hrsg. von Alois Stockmann, Freiburg 1912.

---

Albert, E.: Das Naturgefühl L. H. Chr. Höltys. (Schriften der Literarischen Gesellschaft, Bonn, Bd. 8.)
Arseniew, N. v.: Ostkirche und Mystik, München 1925.
Biese, Alfred: Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit, Leipzig 1892.
—, Alfred: Pädagogik und Poesie 1900.
Bernhard, Joseph: Alban Stolz. Hochland 1908, Juli.
Bertram, Ernst: Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik, Dortmund 1907.
Böhme, Lothar: Die Landschaft in den Werken Hölderlins und Jean Pauls, Leipzig 1908.
Berthold v. Regensburg: Predigten, hrsg. von Pfeiffer, Bd. I, Wien 1880.
Bopp, Linus: Alban Stolz als Seelen- und Erziehungskundiger, M.-Gladbach 1925.
—, Linus: Alban Stolz „Pharus" 1925.
Deutinger, Martin: Über das Verhältnis der Poesie zur Religion, hrsg. von Karl Muth, Kempten 1915.
Ganzenmüller, Wilhelm: Das Naturgefühl im Mittelalter. (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hrsg. von Walter Goetz, Leipzig 1914, Bd. 18.)
Görres, Joseph: Christliche Mystik, Regensburg 1842.
Haegele, Josef: Alban Stolz nach authentischen Quellen, Freiburg 1889.
Hettinger: Mit Alban Stolz durch den Schwarzwald. (Aus Welt und Kirche II. 1885.)
Humboldt, Alexander v.: Ansichten der Natur, Tübingen 1808.
—. Alexander v.: Kosmos, II, Stuttgart 1846.
Herz, Hermann: Alban Stolz. (Die Bücherwelt Febr. 1908.)
Hofmiller, Joseph: Die Tagebücher von Alban Stolz. (Südd. Monatshefte, 1. Jahrgg., München 1904.)
Hoffmann, Paul Th.: Der mittelalterliche Mensch, Gotha 1922.
Haym, Rudolf: Die romantische Schule, 3. Aufl., hrsg. von O. F. R. Walzel, Berlin 1914.
Huch, Ricarda: Die Romantik, Leipzig 1920.
Jaeggi, Frida: Gottfried Keller und Jean Paul. (Sprache und Dichtung, H. 14, Bern 1913.)
Janssen, Otto: Naturempfindung und Naturgefühl bei B. H. Brockes, Bonn 1907.
Klatt, Georg: Über Landschaftsschilderungen. (Zeitschrift für Aesthetik u. Kunstwissenschaft, hrsg. von Max Dessoir, 16. Bd., Stuttgart 1922.)
Kleinmayr, Hugo v.: Die deutsche Romantik und die Landschaftsmalerei, Straßburg 1912.
Korth, Bernhard: Mittagsgespenster. (Deutsche Studien und Wanderbilder, hrsg. von Karl Hoeber, Köln 1906.)
Kosch, Wilhelm: Adalbert Stifter und die Romantik, Prag 1905.
Krebs, Engelbert: Grundfragen der kirchlichen Mystik, Freiburg 1921.
Kriegelstein, Elisabeth: Vom landschaftlichen Erlebnis. Preuß. Jahrbücher, 1914, 157. Bd.

Kreuzer, O. Friedrich: Symbolik, Heidelberg 1836/43.
Lauchert, Friedrich: Geschichte des Physiologus, Straßburg 1889.
Lippert, Peter: Alban Stolz, Stimmen der Zeit, Juni 1923.
Lüning, Die Natur, ihre Auffassung und poetische Verwendung in der altgermanischen und mittelhochdeutschen Epik bis zum Abschluß der Blütezeit, Zürich 1889.
Luterbacher, Otto: Die Landschaft in Gottfried Kellers Prosawerken, Tübingen 1911.
Marcus, Hugo: Landschaft und Seele. (Zeitschrift für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft, hrsg. von Max Dessoir, 16. Bd., Stutgart 1922.
Mayer, Julius: Alban Stolz, ein Lebensbild, Freiburg 1916.
Montalembert: Die Mönche des Abendlandes. Bd. II.
Meyer, R. M.: Die deutsche Literatur des XIX. und XX. Jahrh., 2 Bde., Berlin 1923.
Pache, Alexander: Naturgefühl und Natursymbolik bei Heinrich Heine, Hamburg 1904.
Ratzel, Friedrich: Über Naturschilderung, München und Berlin 1911.
—, Friedrich: Die deutsche Landschaft. (Schriften des Dürerbundes, 55. Flugschrift zur aesthetischen Kultur, 1909—1911.
Noack, Ludwig: Schelling und die Philosophie der Romantik, Berlin 1859.
Reitz, W.: Die Landschaft in Storms Novellen, Bern 1913.
Schultze, Sigmar: Das Naturgefühl der Romantik, Leipzig 1911. 2. Aufl.
Steinert, Walter: Ludwig Tieck und das Farbenempfinden der romantischen Dichtung, Dortmund 1910.
Strunz, Franz: Geschichte der Naturwissenschaften im Mittelalter, Stuttgart 1910.
—, Franz: Naturbetrachtung und Naturerkenntnis im Altertum, Hamburg 1904.
—, Franz: Beiträge und Skizzen zur Geschichte der Naturwissenschaften, Hamburg 1909.
Schwabe, Theoderich: Alban Stolz, Über den Wassern, 1906.
Thoene, Johannes: Aesthetik der Landschaft, M.-Gladbach 1924.
Vischer, Robert: Über aesthetische Naturbetrachtung. Deutsche Rundschau, Berlin 1893. Heft 16.
Walzel, Oskar Fr.: Deutsche Romantik, 2. Bd., Leipzig 1918.
—, Oskar Fr.: Görres' Stil und Ideenwelt, Euphorion, 1903.
Zahn, J.: Einführung in die christliche Mystik, Paderborn 1922.
Zoekler, Otto: Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft, Bd. I. Gütersloh 1877.
Zurlinden, Luise: Gedanken Platos in der deutschen Romantik, 1910.

---

**Schlüssel für die Abkürzungen.**

L.H. = Lichte Höhen (Tagebuch). Duodezausgabe XIV. 1.—4. Aufl.
W.d.S. = Witterungen der Seele. Oktavausgabe V. 8. Aufl.
W.H. = Wilder Honig. Oktavausgabe VI. 5. Aufl.
D.Kr. = Dürre Kräuter. Oktavausgabe XI. 2. Aufl.
Span. = Spanisches für die gebildete Welt. Duodezausgabe IV.
Sem. = Besuch bei Sem, Cham und Japhet. Duodezausgabe VI.
Elis. = Die heilige Elisabeth. Oktavausgabe VII. 19. Aufl.
Pred. = Predigten. Oktavausgabe XIX—XXI.
Kal. = Kalender für Zeit und Ewigkeit.
Kompaß für Leben und Sterben, Sammelausgabe D. Kalender 1843, 1844, 1859 und 1864. Das Vaterunser und der unendliche Gruß (Sammlung 1845—1847, 1858). Wacholdergeist (Sammlung 1873—1867, 1878). Nachtigall Gottes (Sammlung 1879—1881, 1884, 1886, 1888).

# Einleitung.

Alban Stolz war ein Einzelner. Ausgeprägte, absichtslose Eigenart charakterisiert ihn als Menschen im Leben, ausdrucksvolle Originalität kennzeichnet ihn als Künstler im dichterischen Schaffen. „Er gleicht einem einsamen, seltsam geformten Baum auf stürmischer Höhe“ [1]); „er war wie ein Waldvogel, der seinen eigenen wilden, aber schönen Schlag hat.“ [2]) Seine Poesie widersteht dem klaren Einfügen in eine literarische Gesamtströmung, und seine Meisterschaft mit „eigenem Ton“ bedingt die Unmöglichkeit eines Jüngers, eines Erben. „Alban Stolz war nur einmal da und den ahmt keiner nach.“ [3])

War für ihn auch der ureigene Charakter mehr als bei vielen anderen dichterischer Schaffensgrund, so darf doch die teilweise Bedingtheit seiner Kunst durch die Literatur vorangehender Epochen wie durch das Geistesleben seiner Zeit nicht übersehen werden. In seiner Poesie leben klassische und romantische Elemente hart nebeneinander. Bald sind seine Gedanken voll strenger Willensmarkigkeit, erfüllt von heiligem Ernst, und klar und scharf ist ihre Form: „Alban Stolz schrieb einen ausgezeichneten Stil mit geradezu klassischem Satzbau.“ [4]) Bald sind seine Ideen weich, träumerisch, romantisch, und seine Rede greift mit unbeschreiblicher Zartheit in die geheimsten Fasern des menschlichen Herzens, „gleich der Abendluft, welche die Saiten der Äolsharfe durchzittert.“

Diese beiden Eigenheiten, hervorwachsend aus schärfsten Gegensätzlichkeiten seines Wesens, assimilierten sich vereinzelt die ihnen verwandten Elemente. Die strenge Straffheit seiner Gedanken, die Prägnanz ihrer Form sind nicht unwesentlich gebildet durch eine zeitlebens gepflegte Lektüre der Klassiker. Alban Stolz las gern und viel: Schiller, Wieland, dessen Übersetzung Shakespeare's und besonders Lessing. Als Gymnasiast in Rastatt und später als Philologe läuterten den Geschmack die Kenntnis der Griechen, vor allem Sophokles und Äschylus. Winkelmanns Abhandlungen über die antiken Kunstwerke haben ihn „ganz wunderbar angezogen und gleichsam zu schmerzlicher Liebe angefacht.“ Als Professor an der Lateinschule in Bruchsal stand er in lebendigstem Kontakt mit der Antike. In der Einsamkeit von Neusatz nahm er Goethes Iphigenie mit in die stille Natur des Bergwaldes

---

[1]) Josef Bernhart, a. a. O., S. 702. [2]) Hettinger, a. a. O., S. 442.
[3]) Ebenda.
[4]) Engel, a. a. O., S. 495. Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrh. und der Gegenwart, 1908, S. 495.

und „badete und kühlte gleichsam die aufgeregte Seele in diesen reinen, kristallenen Geistesergüssen.“ [6]) Rückblickend auf die Zeit klassischer Begeisterung schreibt er später: „Damals war ich selbst ein Heide in meiner ästhetischen Gärung.“ [7])

Seine persönlichste Empfindungsweise war in der Jugend lebhaft durch die Poesie der Schwabendichter romantisch beeinflußt,[8]) vor allem durch Ludwig Uhland, den er in „Frühlingsluft und Sonnenschein auf Rebhöhen las.“ Dem schwärmenden Jüngling ist es in der Rastatter Zeit eine Herzenslust, früh am Morgen in Goethes Gedichte oder im ersten Teil des „Faust“ vertieft, durch den Eichwald zu streifen. „Ich bekam nie genug, immer wieder aufs neue darin zu lesen.“ Trunken von der Fülle der auf ihn einstürmenden Bilder und Phantasien kündigt er: „er werde entweder ein Dichter oder ein Narr.“ [9]) Das häufige Spiel der Truppe einer Rastatter Schloßbühne machte ihn zu einem leidenschaftlichen Liebhaber des Theaters. Es begeisterte ihn selbst zu einem romantischen Ritterstück, das sich später trotz des ausgeschriebenen hohen Finderlohnes als unwiederbringlich erwies. Die Liebe zum Mittelalter, zu seinem Rittertum, blieb stark in ihm ausgeprägt. Seine Tagebücher erwähnen die Beschäftigung mit Klinger, Lenz, Claudius und Geibel. Mit J. P. Hebel bewundert er Jean Paul, „den Engel, der ihm den Vorhang lüftet.“ [10]) Gerade bei ihm, wie später bei H. Heine, fand er das bewußte Hervorkehren des Persönlichen, den Kult eines schwärmerischen Naturgefühls, die Überschwenglichkeit in allem Empfinden. Überhaupt war es der Wahlspruch der Zeit, sich auszusprechen, wie jener der folgenden, sich auszuleben. Der Aufenthalt in Heidelberg gab dem starken Vorwalten der Phantasie und des Gemütes neue Nahrung. Er bedingte zum Teil seine späteren, naturphilosophischen Anschauungen. Den subjektiv mystischen Zug nährte hier Georg Friedrich Kreuzer, den Alban Stolz unter seinen bevorzugten Lehrern nennt. Dieser förderte seine romantisch spekulativen Neigungen, behandelte vor allem die Ideen der Neuplatoniker, besonders Plotins, dessen Werke er zusammen mit Moser 1835 herausgab.[11]) (Plotini opera omnia Oxonii 1835.) In Kreuzers Symbolik zeigt sich ein großer Einfluß Görres', der später auch direkt durch eigene Schriften auf Alban Stolz wirkte. Seine Mystik, besonders sein Geisterglaube, sind offenbar von ihm mitbedingt.

Dazu trat das starke Nachwehen Schellingscher Ideen, für die Alban Stolz schon früher, in Rastatt, vorbereitet worden. Seine Schriften bezeichnet er als „helle, klare Büchlein, die auf Fels und Sandboden dahinfließen“. (Bd. 10, 293.)

---

[6]) Nachtgebet, a. a. O., S. 353. [7]) Dürre Kräuter, S. 458.
[8]) Er empfiehlt sie lebhaft der ihm befreundeten Dichterin Emilie Ringseis. Briefwechsel, a. a. O., S. 122.
[10]) J. Mayer, S. 37. [9]) Nachtgebet, S. 288.
[11]) Allgemeine deutsche Biographie, 36. Bd., S. 421 ff.

Stolz' mannigfache Reiseschilderungen verleugnen nicht ganz den Zusammenhang mit dem jungen Deutschland, wenngleich der leise Anklang im Stil sich durch den Eindruck seiner Persönlichkeit wieder verwischt. „Sie erinnern in ihrer witzigen Beobachtung bisweilen an Börne, ja an Heinrich Heine. Am stärksten sind sie in ihrer literarischen Form wohl mit dem ihm befreundeten Bogumil Goltz verwandt." [12]) A. Stolz' Zeit war reich an Reiseliteratur. „Das Verlangen der Epoche trieb zur Natur." [13]) Eine reiche naturwissenschaftliche Forschung hatte zudem das Interesse allgemeiner geweckt. Sie knüpft an Namen wie Georg Forster, Schubert, Alexander und Wilhelm v. Humboldt (Stolz bemerkt die Beschäftigung mit ihnen wiederholt), Steffens, Heinrich Noé, Alfred Brehm, Ferdinand Cohn.

Für die unvermeidliche Italienfahrt hatte Goethes Mignon erneut den Ton angegeben und die Romantiker „entdeckten" Spanien und den Orient.

Alban Stolz gab seine volkstümlichen Schriften in Form von Kalendern heraus, „die in ihrer glutvollen Lebendigkeit die Stärke des größten „Kalendermachers" Jeremias Gotthelfs erreichen und den Ton Hansjakobs und Peter Roseggers vorausahnen." [14]) Volkskalender, wie damals Deutschland sie besaß, hat keine andere Nation und keine andere Epoche in diesem Maße aufzuweisen. Seit 1799 gab Zschokke seinen „Schweizer Boten" heraus, von 1808 an J. P. Hebel seinen „Rheinischen Hausfreund" und B. Auerbach als Pädagoge auf Hebels Spur treffliche epische Volkskalender. Alban Stolz ist zuweilen mit Hebel zusammengestellt worden mit ihm, einer still friedlichen Natur, dem sich, wie Goethe treffend sagt, das Universum anmutig verbauert hat, teilte er nicht nur die plastische Art der Darstellung, sondern vor allem die unbegrenzte Liebe zum Volkstümlichen.

Für unsere deutschen Schriften im schöngeistigen Sinne besitzt Alban Stolz eine hohe, nicht ausreichend gewürdigte Bedeutung, wie Pastor sagt: „Alban Stolz, der Unvergeßliche, wird m. E. lange nicht hoch genug gestellt." Seine Kunst stand freilich im wesentlichen im Widerspruch zur herrschenden literarischen Haltung. Bei einer Kritik der Werke seiner Zeit spielt er nicht sowohl Stoff und Stil, wohl aber das Ethos seiner Dichtung den Werken des Tages gegenüber aus. Er hatte eben die reiche Welt seiner Probleme für sich. Das unsachliche Stereotype seiner Beurteilung bei vielen Kritikern ist nicht zuletzt auf die Unkenntnis derselben zurückzuführen. Obwohl er sich durch sein dichterisches Ingenium einen Leserkreis erworben, der weit über die Grenzen Deutschlands reichte, obwohl seine Schriften in drei- bis viermal

---

[12]) Beilage zur Augsburger Abendzeitung, Nr. 14, 1908.
[13]) Noack, a. a. O., S. 204 ff.
[14]) Beilage zur Augsburger Abendzeitung, Nr. 14, 1908.

hunderttausend Exemplaren erschienen und in französischer, italienischer, englischer, holländischer, ungarischer, slowenischer, böhmischer und polnischer Sprache übersetzt wurden (cf. Hägele, S. 273 f.), erhielt er dennoch erst verhältnismäßig spät Heimatrecht in der deutschen Literaturgeschichte.[15]) Hervorragende Zeitgenossen indes anerkannten ihn in seinem dichterischen und psychologischen Wert. Schon früh wertet ihn ein so reicher und scharfer Geist wie Ferdinand Kürnberger in der Südostmark als einen ungewöhnlich tiefen und feinen Schilderer der Natur und der Seele. „Er hat Witz, welcher an Heine, ja an Shakespeare, Humor, welcher an Jean Paul, Naturgefühl, welches an Brentano und seine Schwester Bettina, welches an die besten Engländer der Sterneschen Schule erinnert." Der Münchener Kritiker Josef Hofmiller hat im ersten Jahrgang seiner „Süddeutschen Monatshefte" seine Tagebücher als hochbedeutsame Dokumente ganz eigenen Innenlebens und persönlichster seelischer Aussprache gewertet. Sie gemahnen ihn an das „Journal intime" von Henri Frédérik Amiel, dessen psychologisches Studium seiner eigenen komplizierten Gefühle so hoch gewertet wurde. „In Frankreich wäre Stolz längst als ein klassischer Tagebuchschreiber geehrt."[16]) In seiner Zeitschrift „Auf der Höhe"[17]) widmet ihm Leopold von Sacher-Masoch einen Nekrolog: „Er war in jeder Richtung eine Zierde unserer Literatur ... ein geistvoller Schriftsteller. Was war das für ein Deutsch, das er schrieb! Er versandte leichte, zierliche Pfeile, die viel sicherer trafen. Er kämpfte für seine Sache mit nicht weniger Geist, Witz und Phantasie wie Heinrich Heine für die seinige; wie schalkhaft und fein war er in seiner Ironie, wie köstlich in seinem Humor ... Das war wieder die Sprache Schillers und Abraham a Santa Claras und zugleich die Sprache Luthers und Heines!" Auch der mit ihm befreundete R. Baumstark rühmt die reiche, weit über die Grenzen des Landes hinausgehende Wirksamkeit seines Geistes wie seiner Werke, von denen einzelne auch durch ihre sprachliche

---

[15]) In Vilmars Geschichte der deutschen Nationalliteratur fehlt er in den älteren Auflagen lange Zeit. Kurze Berücksichtigung findet er bei Kurz im 4. Bd. der „Geschichte der Deutschen Literatur", 1894, ferner bei Engel, „Geschichte der Literatur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart", 1908, bei R. M. Meyer, „Geschichte der deutschen Literatur". Die früheste Wertung erfuhr er eingehender bei Eichendorff „Der deutsche Roman des 18. Jahrhundert, Leipzig 1851, bei J. A. Moritz Bühl, „Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands", 2. Ausgabe, 1861. Auch Wolfgang Menzel erwähnt ihn in seiner „Deutschen Dichtung", Bd. 3, S. 546. Lindemann seit 1866. Im Leitfaden von Brugier wird er seit 1874 erwähnt. Eine eingehende Wertung fand er bei Baumgartner, „Geschichte der Weltliteratur", bei Salzer, „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur", außerdem behandelten ihn die Allgemeine deutsche Biographie und die Badische Biographie.

[16]) Hofmiller, Süddeutsche Monatshefte, 1909, S. 164/73.

[17]) November 1873.

Darstellung zu den kostbaren Perlen der deutschen Literatur zu rechnen sind." [18])

Worte lebhafter Anerkennung zollte ihm sein Schüler auf der Universität, sein Freund im späteren Leben Heinrich Hansjakob, „mit ihm in der Feinheit der Beobachtung, der Frische und Ursprünglichkeit der Darstellung verwandt." [19]) „Originell und klassisch populär", „Schriftsteller von Gottes Gnaden" hat er ihn genannt.[20]) Die tiefste Schönheit seiner Seele leuchtet ihm aus den „Witterungen", „ein klassischer Dichter hätte so nicht schöner schreiben können. Seine Schriften werden vom Gebildeten wie vom Bauersmann gleich gern gelesen." [21]) Wie kaum ein anderer war Alban Stolz zum Volksschriftsteller berufen. Sein Freund Hettinger, der 1885 in einer feinsinnigen, gründlichen Studie sein Wesen und Werk verdeutlichte, kündet: „Stolz' Schriften werden lange noch gelesen werden, wenn den Namen Auerbach kaum noch eine Literaturgeschichte im Vorübergehen nennt. Stolz ist ein Sohn dieses Volkes, aus seinem eigensten Blute entsprossen, Bein von seinem Bein, der von Jugend auf mit ihm gelebt, gefühlt, für es gearbeitet, gestritten und gelitten, der immerfort das innerste Leben dieser Volksseele belauscht hat, in dem der Herzschlag seines Volkes pulsiert. Darum wird er diesem Volke unvergessen bleiben." [22])

Wolfgang Menzel wertet in den „Witterungen der Seele" die Feinheit der Empfindung, den ausgeprägten Wahrheitssinn, wie man ihn sonst nur findet bei Jean Paul oder in den „Blicken der Kindheit" von Bogumil Goltz, eine volle Aufrichtigkeit in der Selbstbespiegelung und ein Selbstbekenntnis wie bei Jean Jacques Rousseau, über diese Vergleiche hinaus aber noch die viel höhere Weihe durch den religiösen Grundton.[23]) Die Wurzeln der schriftstellerischen Kraft liegen bei Alban Stolz zum großen Teil in der Metaphysik.

Joseph v. Eichendorff findet in seinen Werken nicht bloß religiöse Poesie, „sondern die Poesie der Religion selbst, keine künstlich figurierte Musik, ratlos zwischen Oper und Messe schwankend, sondern die unwiderstehliche Gewalt jener strengen, langatmigen Klänge, die, weil sie vom Jenseits herabwehen, vornehm und gering, gleichzeitig auf ihre Schultern nehmen.[24]) Doch das alles, scharfe Beobachtungsgabe, Volkstümlichkeit, Schönheit der Sprache, Reichtum und Frische der Bilder ist anderen in ihrer Art auch gegeben. „Bei Stolz finden wir, was ihm ganz eigentümlich angehört, uns so wundersam ergreift und anmutet; es sind die

---

[18]) Julius Mayer: Alban Stolz und Reinhold Baumstark, 1925, S. 8.
[19]) Lit. Echo, I., 1871/73. [20]) Aus meiner Studienzeit, S. 258 ff.
[21]) Dürre Blätter, I. Reihe, S. 142.
[22]) Hettinger: Mit Alban Stolz durch den Schwarzwald, S. 430.
[23]) Literaturblatt 1867, S. 249.
[24]) Geschichte des deutschen Romans, S. 199/201.

Laute eines starken, warmen Naturgefühls, unmittelbar vor aller Reflexion hervorquellend aus tiefstem Naturgrunde, eine mächtige Natursympathie. An manchen Stellen seiner Schriften ist es uns, als klängen alle Stimmen dieser sichtbaren Schöpfung wie ein harmonisches Festgeläute zusammen, und hallten in seiner Seele wider, die, feiner organisiert als die unsere, diese geheimnisvollen Rufe vernimmt und deutet.[25])

Alban Stolz, der Dichter der Natur, ist der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung.

Die Quellen seines reichen Naturverständnisses ruhen im äußeren Leben, mehr noch in seiner persönlichen, geistigen Art. Von diesen Gesichtspunkten aus ergeben sich die Formulierungen für sein Naturerfassen, die Alexander von Humboldt allgemein für das Schaffen des Künstlers kennzeichnet, wenn er sagt: In jedem Zweige der Kunst ist zu unterscheiden zwischen dem, was beschränkterer Art die sinnliche Anschauung, die objektive und unmittelbare Beobachtung erzeugt, und dem, was Unbegrenztes, Subjektives, aus der Tiefe der Empfindung quillt.[26])

Es ist reiche Gelegenheit gegeben, des Dichters äußere Beziehungen zur Natur zu erfahren, wie auch zum psychologischen Verständnis seines sehr komplizierten Wesens vorzudringen. Das Studium seiner zahlreichen Schriften lichtet den Weg: denn kaum einer hat soviel von seinem Ich in die Erzeugnisse seines Geistes fließen lassen. Treue Seelengemälde gab er in reicher Fülle in seinen Tagebüchern (Lichte Höhen, Witterungen der Seele, Wilder Honig, Dürre Kräuter), wie in der kürzeren Biographie „Nachtgebet meines Lebens". Aber auch seine anderen Schriften liefern Material, wie Alban Stolz selbst sagt: „Meine Werke kommen mir vor wie ein Käfig, worin ein Vöglein herumflattert. Der Leser steht davor, die Zeilen sind das Drahtgitter, das Vöglein ist meine Seele.[27])

Erster Teil.

# Die vorwiegend gegenständliche Naturlyrik.

Alban Stolz' Naturschilderungen sind ein Zusammengesetztes, vergleichbar einer Musik, aus der Wolken, Wasser, Wald und viele andere Einzeldinge als melodiöse Rhythmen herausklingen, abgesehen von einigen, keinen Gesamteindruck bezweckenden Motiven von begrenzter Form. Es ist nicht ganz ungefährlich, die mannigfachen, bei einem so feinen Naturschilderer zu schönen Akkorden und Harmonien verbundenen Klänge zu trennen, die

[25]) Hettinger, a. a. O., S. 436. [26]) Kosmos, II., S. 89.
[27]) Wilder Honig, S. 348.

vielen, zu einem Mosaik geeinten Steinchen bunter beobachteter Einzelzüge zu lösen. Dennoch kann ein suchendes, erläuterndes Bemühen nicht umhin, bei der Frage nach der vorwiegend gegenständlichen Naturlyrik Alban Stolz' eine Gliederung seines ästhetischen Wahrnehmungsvermögens nach den formalen Elementen des am klarsten Gesehenen, am deutlichsten Gehörten: des Malerischen, Rhythmischen, Akustischen in der Landschaftsdarstellung vorzunehmen. Bei einer Studie über die gegenständliche Naturlyrik ist der persönliche Gehalt der Dichterseele zurückgedrängt, im Gegensatz zum subjektiven, ganz aus dem Gefühl geborenen Naturerleben.

## Vorbemerkung.

Alban Stolz' reiche Fähigkeit, „gleich einem kundigen Genremaler allem, auch dem geringsten, das er schilderte, Stellung, Licht, Farbe, Bedeutung zu verleihen“ [28]), erwuchs immer stärker im intimen Zusammenleben mit der Natur, die zeitlebens ihre verborgensten kleinsten Reize, wie ihre großen, gewaltigen Herrlichkeiten ihm offenbarte.

Aufgewachsen in einem heimlichen Schwarzwaldwinkel, schaute er mit seinen Kinderaugen bei frohem Schlendern durch Feld, Wald und Gebirge früh die Schönheit seiner engeren Heimat. „Sie liegt eingebettet zwischen sonnigen Rebhügeln und weitgedehnten Wiesengründen; gewaltig überragt von blaudunklen Höhenzügen, in anmutvollem Linienfluß und mit kräftig abgetönten Schatten bildet das Gebirge: die Berge des mittleren Schwarzwaldes und in der Ferne die Vogesen den vielfältig gegliederten Hintergrund. Gegen Norden liegt das schöne Tal von Baden-Baden, während im Süden die Ausläufer der mächtigen Hornisgrinde den Blick begrenzen. Durch Hohlwege, von Edelkastanien überwölbt, führt der Weg zur dräuenden Yburg, ihr gegenüber liegt die zehntürmige Windeck. Überaus anmutig ist die Schau von der Höhe der Burg, am schönsten, wenn im Frühling die waldfreien Halden und Täler weit und breit im Blütengewölke ruhen. Der Schönheit seiner Umgebung erscheint das Städtchen Bühl so glücklich eingefügt, als hätte ein sinniger Künstler es hineinkomponiert in diese Mannigfaltigkeit der Formen und Farben.“ [29]) Aus seiner frühesten Jugendzeit schwebt ihm spät noch „ein liebliches Bild in der Erinnerung entgegen: Ein Abendgang hinab gen Bühl, als die Sonne untergegangen, der Mond und noch ein wenig Tageslicht eine wunderbare Dämmerung verbreiteten, als Nachtschmetterlinge und Maikäfer zwischen den blühenden Bäumen summten, der alte Turm im Zauberschein des Mondes und der Dämmerung ihm wie ein herrliches Münster erschien und der lieb-

---

[28]) Hettinger, a. a. O., S. 435.
[29]) Vergl. Korth-Hoeber, a. a. O., S. 117 ff.

liche Duft, den die Blüten ausatmeten, ihm ein seltsames Entzücken bereitete. „Dies alles sieht man oft, aber das wundert mich, daß mir dies alles so wunderschön vorkam, da ich doch noch ein Kind war und Kinder sonst für Naturschönheiten ganz unempfindlich sind." [30]) Auch dem Weitgereisten bleiben die landschaftlichen Reize der Gegend an Oos und Murg unvergessen. Fünfzig Jahre später schreibt er: „Geh einmal hinten ins Bühler Tal, ins schöne Tal mit den dunklen Wäldern und hohen Bergen und mit dem Wasserrauschen um Felsgestein, wo die Schlösser und Burgen einen wahrhaft romantischen Anblick geben und der Blick von der Höhe in ein unendliches Land sieht. Nur mit Schmerz kann man sich von dort trennen." [31]) Zehnjährig kam Alban Stolz nach Rastatt (1818—1827). War auch in dem blutjungen Studenten das Heimweh nach den Idyllen der Kindheit allzeit stärker als die Liebe zur Schule, las er auch bei jedem Ferienabschied in Bühl ein Blatt oder einen Stein vom Wege auf und nahm sie mit als kleines Stück von der Heimat, so hat doch die Erinnerung ihm oft die Schönheit Rastatts vorgezaubert; die prachtvollen uralten Eichenwälder, die Kastanienwälder, die verworrene Pracht des Schloßparkes, den Altrhein, „um dessen mächtigen Schilf flinke, zarte Libellen und buntfarbige Schmetterlinge tanzten." [32]) „Mit süßer Wehmut" gedenkt auch Hansjakob seiner dort verlebten Gymnasialzeit, „jener stillen, beglückenden Stunden im Otterdorfer Wald und an den klaren Wassern des Rheins mit seinen wunderbar elegischen Seerosen." [33]) Alban Stolz' Tagebuch berichtet u. a. aus jener Zeit, wie er morgens früh vor der Schulzeit fortzog, seine „Ästhetik" in der Hand, bald in das Buch, bald in die Natur schauend; „selig wie die Lerche, wenn sie morgens im Frühling in die Höhe steigt, aus Lust, weil sie in der Natur, dem Urschönen und Urguten ist"; . . . wie er abends in der Dämmerung am einsamen Hügel ging, „wo man nichts hörte als die Grille, und von fern die Abendglocken läuten und endlich vertönen im unsicheren Summen der Insekten." [34])

Es folgten die Studien in Freiburg i. Br. (1827—1830). Je mehr die trockene „Juristerey" und die „anfangs provisorisch mitgemachte Theologie" ihn innerlich erkälteten, um so inniger erfreute ihn die ernste, edle Schönheit dieser Gegend inmitten dunkler Schwarzwaldberge. Schon 4 Uhr morgens tummelte er sich auf dem wild romantischen Schloßberg und als die Stadt ihm später, in seiner Professorenzeit, die zweite Heimat wurde, sind die einsamen Spaziergänge „bei Sonnenschein und Sturm und Regen" bis in sein spätes Alter hinein seine „süße und schöne Erholung" gewesen. Von 1830 an studierte er in Heidelberg Philo-

---

[30]) Vergl. Mayer, Julius, a. a. O., S. 8.
[31]) Vergl. Mayer, Julius, a. a. O., S. 41. [32]) Hägele, a. a. O., S.
[33]) Hansjakob, Aus meiner Studienzeit, S. 177.
[34]) Vergl. Mayer, a. a. O., S. 18.

logie. „Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik, da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Blüten und Blumen und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit und als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt." [35]) Die Bergstraße, der Odenwald, vor allem das Neckartal haben ihm ihre Schönheit geoffenbart, „wo über den grünen Fluten der dunkelgrüne Waldberg sich erhebt, wo von ihm die rote Burgruine herabschaut, und das von Menschen verlassene Schloß von der ewig lebendigen Natur in Besitz genommen ist, die es mit Efeuranken und Buschwerk bekränzt und seine Zinne ziert mit Eichenlaub und Tannengrün." [36]) Er fühlt, daß der Frühlingszauber Heidelbergs, „wo ihm die schönsten Stellen aus Uhland und Goethe einfallen, ebenso den Dichterfunken anwehen müsse wie eine herrliche Musik." [37])

Zum aufmerksam Schauenden, tief verbrüderten Genossen der Natur wurde er immer mehr während seiner achtjährigen Kaplanszeit (1833—41) in der Schönheit und Einsamkeit seiner Seelsorgsstationen: in Rothenfels im Murgtal, im idyllisch gelegenen Gaggenau, wie in der Gebirgspfarrei Neusatz an der mächtigen Hornisgrinde mit Waldmatt, „ein Fleckchen Erde, so idyllisch wie sein Name."

Seinen Reichtum an Naturmotiven, die Stärkung seiner Fähigkeit zur wahrheitsgetreuen Schilderung förderten wesentlich seine vielen Reisen. Eine tiefe Sehnsucht nach weiter Ferne hat ihn immerzu erfüllt, wie den Zugvogel das Verlangen nach dem Süden. Die einsame Fahrt wird ihm zu einem „Sonntag, einem Tempel", wo er „andachtsvoll Bilder schaut und Musik hört." Seiner Gewohnheit gemäß saß er, frei den Blick, neben dem Postillon; denn „die Anschauung des Lebens ist ihm das Buch, worin er vermöge der Qualität seines Talentes vorzugsweise studieren muß." [38])

Alban Stolz' Fähigkeit zu genauer Beobachtung und realistischer Schilderung trennt ihn von der spezifischen Art der Roman-

---

[35]) Eichendorff, bei S. Schultze, a. a. O., S. 106. „Heidelberg war schon einige Jahre zuvor von Mathisson und Hölderlin für das romantische Naturgefühl entdeckt worden, einige Jahre später folgten ihnen Brentano, Arnim, Görres, Tieck, vor allem Eichendorff", ebd. 107.

[36]) Spanisches . . . S. 39. [37]) Wilder Honig, S. 20.

[38]) Es folgt eine knappe Angabe seiner hauptsächlichsten Reisen. 1833 Reise in die Schweiz, 1838 Reise in die Rheinpfalz, 1842 Reise an den Bodensee, 1843 Westfalen, Holland, Belgien, 1844 Oberitalien, 1846 Bodensee, Vorarlberg, Österreich (vergl. Notizen auf einer Reise in allerlei deutsche Gebiete), 1847 Schweiz, Tirol (vergl. „Reise im Jahre 1847"), 1848 Salzkammergut, Kärnten, Gardaseee, 1850 Spanien, 1851 England, 1852 Konstantinopel, 1853 Tirol, Schweiz (vergl. „Reise im Jahre 1853"), 1854 Kärnten, Steiermark, Ungarn, 1855 Kleinasien, Palästina, 1857 Italien, 1859 Schwarzwaldtouren, 1860 Bodensee, Donautal, Beuron, 1861 Schwarzwald, 1862 Schweiz, Thüringen, 1863 Schwarzwald, 1864 in die Alpen, 1868 Vorarlberg, 1874 Tirol, 1875 Kurwalden, 1877 Schweiz.

tiker. Bei diesen verwischte die starke Kraft inneren, subjektiven Erlebens die Grenzen zwischen objektivem Wahrnehmungs- und beseeltem Phantasiegebild; der Blick ins ahnungsvoll Unendliche hemmte das liebevolle Ergründen des Einzelnen. Trotz seines gefühlsstarken Temperamentes, seiner tiefen, metaphysischen Einstellung hat Alban Stolz seinen Schilderungen das naturwahre Element bewahrt.

In der liebevollen Wiedergabe sehr feiner kleiner Züge, im Hinhorchen auf das leiseste Wehen und Weben der Natur, ist er Adalbert Stifter und Annette von Droste-Hülshoff verwandt; und nach Josef Sauer [39]) teilt er die künstlerische Meisterschaft feinsinniger Ausführlichkeit mit dem Engländer Ruskin.
Diese Neigung ist bei Alban Stolz nicht verwunderlich, birgt ihm doch „ein Laubblatt, vom Strauch gepflückt, ein Sandstein, vor den Füßen aufgehoben, das Auge einer Schwalbe, ein Tropfen roten Blutes unendlich mehr in sich, was der Betrachtung und Bewunderung wert ist, als die steinerne Großtuerei eines Triumphbogens.[40])

Die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft ist für Alban Stolz der poetischen Schilderung förderlich gewesen. Mit sinniger Freude betreibt er Pflanzenphysiologie: betrachtet im Mikroskop die Feinheit der wildwachsenden Lilie wie das Leben und Weben der Infusionstierchen, „man sieht in einen Abgrund von Schönheit und Ordnung." [41]) Das wundersame Gären und Ausentwickeln scheint ihm zu reich und unser Auge zu eng, wenn es einen Punkt ansieht, so findet es in diesem schon eine tiefe, volle Welt und vergißt darüber, daß es eine helle Kleinigkeit ist gegenüber dem Ganzen. (Witterungen der Seele, S. 359.) Der scharfe Blick des Forschers vereinigt sich mit der sinnig-liebevollen Betrachtung des Dichters, wenn er z. B. das Keimen und Wachsen des Weizenkorns beschreibt.

In der Freude am aufmerksamen, sinnlichen Anschauen blieb er nach seinen eigenen Worten zeitlebens ein frohes Kind. Bis ins Detail beobachtet er die schlichteste Erscheinung der Natur: das Leuchten des Tautropfens im Moos, den Blumenkelch im Morgenrot, das fröhliche, zwischen Hecken eilende Bächlein, den weißen Schmetterling, den Tanz der Mücken, die zu den Sonnenstrahlen aufsteigende Lerche wie die Spinne im zarten Netz. Mit Vergnügen sieht er „dem grasenden Lämmlein zu, der Schwalbe, die ihren Jungen die Beute der Flugjagd bringt".[42])

Die Realität der Einzelanschauung ist bei Alban Stolz in Metaphern und Vergleichen reich verwertet worden. Ungemein häufiger als die Bild und Sache verschmelzende Metapher ist der in Bild und Gegenbild meist zur Verdeutlichung

---

[39]) Bei Julius Mayer, Kap. 12. [40]) Spanisches, S. 330.
[41]) Dürre Kräuter, S. 133. [42]) Dürre Kräuter, S. 119.

abstrakter Ideen ausgeführte Vergleich. Wie Goethe von Heinrich von Kleist berichtet [43]), er sei auf seinen einsamen Spaziergängen nicht müßig, sondern gehe auf die Bilderjagd, brachte auch Alban Stolz von seinem Streifen durch Wald, Wiese und Gebirge einen überreichen Schatz unverblaßter Vorstellungen heim.

Unwillkürlich, spontan drängten sich ihm, dem Naturvertrauten, diese Bilder auf; deswegen tragen sie mit geringen Ausnahmen das Gepräge des Ungesuchten, Originellen. Das gute Gleichnis darf ihm, wie jeder echt dichterische Gedanke, nicht durch Reflexion mühsam zusammengereimt sein, „sondern muß gleich dem Strahl des Nordlichts fertig durch den Kopf schießen." [44]) Daher ist ihm Jean Paul, bei welchem zudem zwischen Bild und Idee oft eine Diskrepanz herrscht, ein „gekünstelter Gleichnismacher". In der Versinnlichung des Gedanklichen durch fein beobachtete Bilder aus der Natur fand er das Meisterhafte der Predigten Bertholds von Regensburg. Die intensive Beschäftigung mit ihm, wie der Einfluß Görres', bei dem das Charakteristische des Stils ebenfalls in der Bildersprache liegt [45]), mögen auch ihre Spuren in Alban Stolz hinterlassen haben.

Wie Berthold von Regensburg und Joseph Görres fehlt ihm das Eigentümliche der romantischen Bildersprache: die Richtung vom Konkreten ins Abstrakte. „Wie Klopstock schon, sind auch die Romantiker bemüht, dem konkreten Objekt ein abstraktes Analogon zur Seite zu stellen; nicht Abstraktes durch Vergleich mit Konkretem zu erhellen." [46]) Nach ihrer ganzen Einstellung ist nicht „Verdeutlichung für den Verstand, sondern Wirkung auf das Gefühl ihre Absicht." [47])

Bei Alban Stolz werden zumeist geistige, abstrakte Ideen, weniger Gefühle und Stimmungen durch die Klarheit seiner Naturbilder verdeutlicht. Es findet sich, mit geringen Ausnahmen, keine Verschleierung, Verflüchtigung des Bildes, die Phantasie kann seltener wie bei Theodor Storms Vergleichen, ihre Schwingen entfalten. Die objektiven, in erstaunlicher Fülle vorhandenen Bilder seiner Gleichnisse enthalten ein ganzes Weltbild. Abgesehen von der unten weiter behandelten, aus metaphysischer Wurzel erwachsenden Symbolik sind in der Vorarbeit etwa 600 Fälle untersucht worden, in denen er den Stoff dem Naturleben entnimmt. Ihre Charakteristik würde hier zu weit führen, an geeigneter Stelle mögen einige derselben Anwendung finden. Erwähnt sei noch eine besondere Vorliebe für Analogien aus dem Pflanzen- und Tierleben, besonders im poetischen Vergleich zu dem Menschen, seinen Eigenschaften etc. Der Gedanke an

---

[43]) Kleist, W. A., Band 27, Dichtung und Wahrheit, VII. B.
[44]) Vorwort zu Berthold v. Regensburg Band VIII, S. 128.
[45]) Euphorion 10, 1903. Oskar F. Walzel, Görres Stil und seine Ideenwelt.
[46]) Euphorion, a. a. O., S. 798. [47]) Ebenda.

romantisch naturphilosophische Ideen liegt nicht fern. Sehr beliebt ist bei den Romantikern der Vergleich mit der Pflanze. Die Stellung, die Schelling der Pflanze in der aufsteigenden Reihe der beseelten Natur angewiesen, ist bildlich auch besonders bei Görres verwertet. (O. Walzel in Zeitschrift „Euphorion" a. a. O.)

Die Wirkung von Alban Stolz' gegenständlicher Naturlyrik wird verstärkt durch die Unmittelbarkeit, die Anschaulichkeit seiner Sprache mit ihren interessanten neuen Wortbildungen, den treffenden Adjektiven, vor allem dem „épithète rare".[48]) Aber die technische Seite seiner Naturdarstellung steht hier nicht zur Aufgabe. Eine Eigenheit seines Stils mag noch erwähnt werden, „ob er die geheimnisvolle Pracht des gestirnten Himmels schildert, die von golddurchwirkten Nebelschleiern umfluteten Gipfel des Hochgebirges, das leicht bewegte Meer . . . immer gestaltet er Bilder, die in ihrer Leben atmenden Kraft und Wärme bald die wuchtige Erhabenheit alttestamentlicher Dichtung, bald die wortschöpferische Anschaulichkeit Goethescher Frühlyrik in die Erinnerung rufen . . . Selbst Adalbert Stifters sorgsam zusammengefügte Beschreibungen müssen fast zurücktreten, wenn Stolz in den duftigsten Farben einen lichten Frühlingsmorgen an den obstreichen Halden des Bühler Tales hinzaubert, oder wenn er von einer Stunde des Nachsinnens in der Einsamkeit am schwarzen Gewässer des Mummelsees erzählt".[49])

Im Folgenden ist nicht so sehr die Art des großzügigen Ölmalers, sondern die ins feinste Detail sich verlierende des Aquarellmalers gewertet. Es wird hingewiesen auf die Elemente des zu optisch künstlerischer Wirkung geeinten Ganzen. Sah Alban Stolz kraft seines Wirklichkeitssinnes auch nicht die Natur nur nach romantischer, rein subjektiver Art, so darf dennoch nicht vergessen werden, daß er mit den Augen eines Künstlers beobachtete, der sich nicht mit formalen Vorstellungen begnügt, sondern auch den Stimmungswert, der den Licht- und Farbeneffekten innewohnt, erfaßt.

### Das malerische Sehen. (Phänomene des Lichtes.)

Bei Alban Stolz findet sich eine dem deutschen Volkslied verwandte Freude an Lichtquelle und Lichtschein. Häufig kommt die Sonne selbst ästhetisch zur Geltung, stark beeinflußt von Jean Paul, dessen Naturschilderungen freudige Apotheosen des Lichtes bringen. So überschwenglich ist bei Alban Stolz ihr Preis, daß es ihn fast anmutet, sie sei mehr als ein vernunftloses Geschöpf. Er liebt den „funkelnden Sternenhimmel in wolkenloser Nacht", mit seinen „unendlichen Lichtkugeln", die „tausend glitzernden Sternlein[50]), die sich schier auf die silbernen Füßlein treten; „die

[48]) Vor den Franzosen hatte Heine und seine Schule es bis zur Virtuosität angewandt. R. M. Meier, a. a. O., S. 42.

[49]) Koerth, a. a. O., S. 123. [50]) Kal. 1859, S. 58.

Millionen und Millionen Lichter, die so hoch und rein und still flammen, vor allem „den funkelnden Diamantglanz des Abendsterns", „den tröstlich, süß herunterschauenden Morgenstern". Der Mond selbst ist wenig geschildert, er hat für ihn etwas Dämonisches. Die Angabe der Lichtquellen ist vereinzelt verwertet in Gleichnissen. Auf der einen Seite steht die variierte Abstraktion der Gedanken, auf der anderen das Gegenbild, beide meist verbunden mit dem eingestandenen „wie". . . . „Wie die Sonne immer rein und klar am Himmel schwebt, wenn auch Wolken und Nebel über der Erde liegen." (Kal. 47 S. 56.)

„Wie wenn die Maiensonne aus dem grauen Gewölk hervorgebrochen wäre." (Kal. 1884 S. 55.) . . . „Wie in der Nacht erst der Sternenhimmel glänzt." (Bd. 21 S. 433) etc.

Gern zeichnet er die mannigfachen Effekte dieser Lichtquellen. Überwiegend ist die Schilderung des Sonnenglanzes. Alle die wechselnden Nuancen ihres Scheines hat er mit kräftiger Sinnlichkeit erfaßt: ihre einzeln huschenden Strahlen, ihren Widerschein an Wolken und Äther, ihr Spiel im Wasser, ihr wechselndes Antlitz in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten. Er beobachtet „die schöne Frühlingserde im Morgensonnenschein", den „Kaiserstuhl im Strahlenglanz" (W. d. S.) . . ., „die Berghäupter im reinsten Schnee, von der Morgensonne angestrahlt" (W. d. S. 57). Mit Vorliebe malt er das funkelnde Licht der Sonnenscheibe, „die die Landschaft in süßer Schönheit lächeln macht" (W.H. S. 161), die grelle intensive Beleuchtung „der still brütenden Mittagssonne, wenn das silberne Feuer vom weißblauen Himmel strömt" (Span. S. 80).

### Das Licht- und Farbenspiel.

Die Wirkung seiner Naturmalerei vertieft sich durch die Zeichnung feiner, bewegter Lichtreflexe in einer Meisterschaft, wie sie Lenaus und Storms Landschaftsbildern eignet.

In reicher Fülle ist dieser lebendige Lichtschein erschaut, als zarterer Effekt in der Zeichnung des Schimmernden, Flimmernden, als stärkerer in der Schilderung des Wechselspiels von schwarzdunklen Schatten und glänzendster Beleuchtung. Impressionistisch fein malt er das leise Ineinanderweben und zitternde Huschen der Lichter im Walde. Sonnenschein hat sich zwischen die silbernen Stämme lustig verirrt, lugt funkelnd durch das vom Morgenwinde leicht bewegte Dickicht, kringelt auf Moospolstern krause Sonnenflecke.

---

[51]) Häufig ist der Vergleich mit Nordlicht angewandt. Er ist besonders auch Görres charakteristisch wie überhaupt der „romantischen" Physik. Hier wie dort auch oft der Vergleich mit „Elmsfeuer", Wetterleuchten". O. F. Walzel, Euphorion, a. a. O., S. 798.

Dicht nebeneinander malt er das Beieinandersein unendlich vieler kleiner beleuchteter und beschatteter Stellen auf derselben Fläche des Waldbodens. In vielen Variationen bringt er hier den Farbenakkord grün-gold, der bei allen Romantikern sehr beliebt. Gut beobachtet ist dieses Spiel bei der Schilderung des Bergwaldes in St. Ottilien. „O Sonnenschein! O Waldesgrün! Jeder Baum ein Leuchter, jedes Blatt ein Lichtlein, so grün, so sonnig, so duftig, so warm! Und wie zieht mitten hindurch Lufteswehen und blauer Himmel. . . . . Wie silbrig bleich sind dort am anderen Bergwald die sonnenduftigen Wipfel! Wo ist ein Baum so herrlich wie ein Gewölb von hohen Baumzweigen und Sonnenschein und Sommerhimmel darüber, wo sind Arabesken, wie das Laubwerk des Waldes, das hold sich bewegt und schwankt von Schatten zu Licht, von Licht zu Schatten?“ [52]) Zart wie ein Pastellbild malt er den Tannenwald im Mittagssonnenschein, „wenn durch das ausgezweigte Ende der Äste die Sonne durchleuchtet mit hellem Grün wie an Johanniswürmchen oder an gemalten Glasfenstern“.[53]) Ein unbeschreiblich schöner, holdseliger Anblick ist ihm das Funkeln der spielenden Lichter auf den sich ständig bewegenden Blättern der Pappelbäume.

Meist ist es die glänzende Morgen- oder die strahlende Abendsonne, die durch die vom Wind bewegten Zweige und Blätter blickt, „so daß man nur Funken von der großen Scheibe sieht“.[54]) „Zuweilen ist es der Mond, der blaugrün und golden durch das Laub der Baumwipfel scheint. Oft ist es der Himmel, „der durch das grüne Laubgewölb mit seinem großen blauen Auge schaut“,[55]) oder „das Waldesgrün stählern durchbricht“. Häufig ist das Motiv des Durchblicks durch das zitternde Blattwerk ins Freie. Lebhaft veranschaulicht er die Schönheit des Lichtspiels, wie sie bedingt ist durch die Wolken, im Wechsel der Witterung und Beleuchtung. „Am milchblauen Himmel ziehen die großen, silbernen Wolken und werfen ihre wandelnden Schatten dunkelviolett auf das blauschimmernde Meer, auf die grüne Ebene, über die weite, prachtvolle Landschaft. Die Sonne malt mit ihrem Silberschein und ihren Wolkenschatten das ferne Gebirge wie mit dunklen Waldungen zwischen hellen Strecken an, streift sie aus, versilbert, was dunkel war und dunkelt das Sonnige von vorhin.“ [56]) Er beobachtet dies Spiel auf dem hohen Dachstein an den Gletschern mit dem ewigen Schnee, die bald von matten Sonnenstreifen berührt werden, bald in Dunkelheit untertauchen,[57]) „das wundersame Begegnen und Ineinanderflechten von Aufsteigen und Niedersinken des Lichtes an einer breiten Burgruine“.[58]) Feenhaft erscheinen ihm die mannigfachen Reflexe des Lichtes am Rigi, „wenn der Wind graue Klumpen von Wolken vor sich her kugelt und

[52]) W.d.S., S. 453. [53]) Sem., S. 122. [54]) W.d.S., S. 473.
[55]) Kal. 59, S. 96. [56]) Sem., S. 63.
[57]) W.H., S. 533. [58]) dasselbe, S. 533.

schleudert. Wenn aber manchmal ein Nebel zerriß, da konnte man ein wenig durchblinzeln hinaus und hinab auf die Erde. Wie im Traum wundervolle Gegenden schön, als lägen sie im Himmel, sich dem entzückten Geist zeigen und durch den finstern Schlaf und Schlummer blitzen, so war es auch hier im Wachen. Seen, Berge und Sonnenglanz schaute man durch den zerrissenen Vorhang des Nebels, und wenn man sich dann in ihren Anblick verlieren und vergessen wollte, dann flog fledermausartig, neidisch und boshaft wieder der farb- und formlose Dampf herbei und zeigte sein widerliches Grau und seine Leere. So kam und ging es oft." [59]) Wie ein Schattenspiel von der nächtlichen Natur selbst aufgeführt, erschien ihm „der prachtvoll bewegte Kampf zwischen der reichen Flut des Vollmondscheins und den dunklen Wolkenmassen, die bald gelblich-silbern beleuchtet auftauchten, bald begraben lagen im tiefen Dunkel. Es war ein wunderliches Streiten, als packe der Mond die ungeheuren Wolken, würfe sie herab auf die Erde, drücke sie an die Bergmauer, wie um sie zu erwürgen. Zuweilen schwamm alles ineinander: Mondglanz, Wolken, Berge, Wasser und offener Nachthimmel." [60]) Wirkungsvoll ist ein Wolkenriß, wo durch Regen- oder dunkle Nachtwolken ein blitzender Sonnenstrahl, ein Stück blauen Himmels oder der Mondglanz die Landschaft beschaut; „wenn die scheidende Sonne durch einen Spalt noch einen kühlen Strahl in das Tal hineinstreift und das Dunkelgrün der Waldungen, die Aus- und Einbiegungen von Hügeln und Tal und Berg im Wechsel milder Verklärung und tiefen Schattens hervorzaubert." [61]) Diese Beobachtung ist wiederholt angewandt in einer Parallele zu abstrakten Ideen. „Wie wenn in tiefster Nacht die Wolken sich teilen und durch ihren Riß aus tiefem Himmel ein klares Sternbild herunterstrahlt." (Kal. 1884 S. 43.) „Wie ein Sonnenstrahl und blaue Himmelsflächen zwischen grauen Wolken." (W.d.S. S. 22.) „Wie Sonne, die spät am Abendhimmel durch schwarze Gewitterwolken durchbricht." (Kal. 1858 S. 33.) „Wie wenn im Ungewitter die wilden Wolken auseinanderbrechen und der Morgenstern herunterschaut." (Kal. 1858 S. 23.)

Als malerischer Eindruck kommt bei Alban Stolz das Spiel des Lichtes auf dem Wasser wesentlich in Betracht. Er hat es in all seinen Wandlungen beobachtet: im fröhlichen Glitzern und im dunklen Ernst tiefer Wellenschattenschläge. Fein detailliert ist seine Schilderung des lustig dahinrieselnden, klaren Schwarzwaldbächleins: „Jetzt glänzt das Wasserflöckchen silbrig im Sonnenschein, und nachher versinkt es im Schatten von Weidengebüsch, und sechs Stunden später leuchtet es wie ein Flämmchen rötlich und golden im Abendrot. Die Sonne sinkt, aber die Welle wellt fort, bald stahlgrau und dunkel, bald weißblau im Monden-

---

[59]) D.Kr., S. 530. [60]) W.H., 576 f. [61]) W.d.S., S. 552.

schein oder geht unter in schwarzer Nacht.[62]) Bei Betrachtung des Schaffhausener Rheinfalls fesselten ihn nicht „das Getös' oder die großen Wassermassen, sondern der Zauber der unzähligen, tanzenden Lichtlein mit ihrer wechselnden Farbentönung, das zarte, weiche Weiß des Schaumwassers, der grüne Schimmer, welcher an manchen Stellen als Folie das Weiß durchleuchtet, das Ineinander- und Gegeneinanderspiel von Florschaum über den Felsenflächen." [63]) Mitten im Lärm des Boulevard in Paris zauberte ihm die Erinnerung das einst in Tirol betrachtete Wasserspiel vor Augen, „wo das Ganze aussah wie ein feenhafter Turm aus Silber und Sonnenschein gebaut, in unendlich vielen und feinen Filigransäulen ausgetrieben, blau, rötlich und weiß. Von dem ungeheuren Sturz in Staub zerschellt, stieg ein Teil des Wassers wieder in die Höhe, während die Sonne in diesem silbrigen Geweb von Wasserperlen ein unbeschreiblich zartes Spielen und Tanzen von Regenbogenfarben bewirkte." [64])

Er beobachtet die zarteren Effekte des Farbenspiels an den schlanken Gräsern der Herbstwiese, „die ihren Hals sonntäglich geschmückt hatten mit Diamanten und Perlen von reinstem Wasser, die im schönsten Morgensonnenglanz freudig funkelten wie Kinderaugen am Weihnachtsmorgen",[65]) wie auch am Tautröpfchen im Spinngeweb, das zwischen den Grashalmen hängt, und am „Kristallspiegel", der jeden Morgen von neuem auf den Blüten seiner Asklepias schimmert.[66]) Von guter Beobachtung zeugen die Bilder: „Wie silberschuppige Eidechsen fließen die Bächlein vom Fels herab" (Span. S. 274), „das Sonnenlicht in den Wellen des frischen, steinigen Baches glitzert wie in zahllos kleinen Spiegeln" (W.H. S. 344), wie „geschmolzenes Silber" (Kal. 1888 S. 21), das Kräuseln der Wellen ist wie „ein Flimmern von Millionen Lichtern . . . ein schönes Feuerwerk aus Wasser und Sonnenschein geschaffen" (W.d.S. S. 109). Ebenso schön sind die Analogien „aetherisch und fein gerinnen die Gedanken und lieblichen Gefühle aus den Nerven, wie das Glitzern der kleinen Wellen am sonnen-beschienenen Bächlein" (W.d.S. S. 443), oder „die Augen der spanischen Mädchen glänzen wie Sonnenschein auf rieselndem Wasser" (Span S. 126).

Er kennt die stetig wechselnde, farbige Beleuchtung großer Wasserflächen: das sonnige Hellblau der Wellen am Gardasee, die sich einen Augenblick in den Sonnenstrahl heraufheben, „von ihm blau und weiß durchschimmert werden, dann wieder in die dunkle Tiefe farblos, formlos hinabsinken und wieder zart und seelenhaft in unbeschreiblich holdem Blau am Horizont in ein unbestimmtes Weiß zerfließen", die Beleuchtung im abendlichen Glanz der sinkenden Sonne und im Tanze des Mondlichts, wo die Wellen violett,

---

[62]) Kal. 1846, S. 136 ff. [63]) W.H., S. 679. [64]) Span., S. 352.
[65]) Sem., S. 406. [66]) Bd. 7, S. 298.

gelblich, rötlich schattieren, ist gut beobachtet. Er hat anschaulich „die dunkle Majestät der Nordsee" geschildert, wenn bei bleichen, dunkelgrauen, gewaltigen Sturmwolken die See finster und schwarz wird, und beim tosenden, pfeifenden Wind das Wasser auf- und abstürzt; „aus den schwarzgrauen Wellen der weiße Schaum gen Himmel sprüht, wie wenn viele Tausend schwarze Rosse gepeitscht und rasend gegeneinander rennten".[67])

Seinen aesthetischen Ausdruck findet der sinnliche Augenschein vor allem in der Farbe. Im Gegensatz zu Th. Storm liebt Alban Stolz leuchtende Farben.

Wie berauscht schwelgt seine Seele „in dem Farbenmeer, das am Sommermorgen von Himmel und Erde strahlt". Seine „Seele und sein Blick baden sich in den Wogen eines grünen Farbenspiels". (W.d.S. S. 40.) Charakteristisch ist das Nebeneinanderstellen, die Häufung des Farbigen. Zuweilen ist das Koloristische in Begriffen ausgedrückt: Kornfeld, Schneeberge, dunkler Tannenwald usw. Gerade durch diese Andeutungen regt er die Phantasie des Lesers lebendiger an. Die grundsätzlich beschreibenden Partien seiner Schriften lassen naturgemäß die stärkste Anwendung der Farbe zu. Kräftig getönt ist die Zeichnung einer Junilandschaft: „Jetzt aber ist der Sommer gekommen, wie prächtig jetzt die Erde angetan ist, schau das Meer der Fruchtfelder, wie wohliger Sommerwind es wogen macht zu grünen Wellen, und wie die roten und blauen Kornblumen darin schwanken. . . . . Auf der Wiese, da ist jetzt großer Staat, weiß und rot und gelb hebt sich üppig stolzer Blumenflor empor über grünem Gras und Kräutergeflecht, und am Wasser-Gräblein spiegelt und liebäugelt das Vergißmeinnicht . . . . . dort am Grashalm glitzert ein Goldkäfer grün und gelb. (Kal. 1859 S. 65 f.) Fein wie ein Gedicht von Wordsworth wirkt das Farbige z. B. in der Frühlingsschilderung: „Ich ging gegen den Heidenhof spazieren: es war ein süßer Frühlingstag, zum ersten Mal sah ich das Gänseblümchen und die Ranukeln. Auf den Vogesen lag Schnee, . . . . um mich schwamm Sonnenschein und Frühlingsluft. Die Weihe wogte unter dem blauen Himmel." [68])

Die Schilderung seiner Frühlings- und Sommerlandschaften bringen gern die Farbenklänge: gold-silber-blau-grün-weiß.

„Wie hold ist die Landschaft vom fernen blauen Berg bis zum nahen Pappelbaum und zum weißen Haus am Wald! Wie ruht die Wolke dort drüben im bleichblauen Frühlingshimmel, im Sonnenschein über dem dunklen Waldgebirg!" (W.d.S. S. 53.) „Den Horizont des bleichen, wolkenlosen Himmelblau gründet zackig das dunkle Grün der Tannen, und vom Wald zum Aug ziehen sich die grünen, baumlosen Halden." (Sem. S. 454.) Beim Blick aus seiner Schwarzwaldklause im Spätsommer sieht er „die

---

[67]) Band 19, S. 273. [68]) W.d.S., S. 86.

Bergwand mit Tannen bewachsen, im Tal das helle Wiesengrün, am Waldrand das braune, schindelgedeckte Haus, darüber bleichen Himmel mit sonnigen Wolken wie mit silbernen Spangen besetzt". (Sem. S. 14.) „Blauer Himmel und silberne Wolken, weiße Blüten und grüner Wald." (Kal. 1844 S. 44.) „Goldige Wolken am blauen Himmel." (D.Kr. S. 19.) „Blauer Himmel mit silbernen Wolken gelockt." (D.H. S. 30.) „Der himmlische Schmelz der silbernen Wolken am blauen Azurgewölb." (W.H.S. S. 38.)

Buntere Farben bringt ein Herbstbildchen: „Ein wahrhaft feenhaftes Farbenspiel herrscht jetzt in der Natur. Es stehen Bäume da, so rot wie glühende Flammen zwischen goldgelben und grün bekleideten. . . . . Ich bewunderte auf der Hardt den Himmel, nördlich den zartesten Schmelz von Blau und Gelb und südlich einen glühenden Wolkenzug." (L.H. S. 130.) Oder: „Die Sonne streift den herbstlichen Wald, wie Gold und Feuer glüht das Buchenlaub aus dunklem Tannengrün hervor" (Kal. 1859), ferner eine Schilderung des Neckarufers: „Über den grünen Fluten erhebt sich der dunkelgrüne Waldberg, von ihm schaut die rote Burgruine herab." (Span. S. 31.) „Im stählernen Glanz lag der Fluß, den sonst ganz reinen Aether hatte gegen Westen ein dunkles Wolkenband umzogen, und darüber flammte am blauen Himmel herauf das späte Abendrot." (Bei J. Mayer S. 62.)

„Die Pyramiden erscheinen in der klaren Luft . . . . . wie Zelte, selbst so zart und luftig wie von rosenroter Seide, oder wie eine leichte Wolke, rötlich-gelb von Sonnenschein durchschimmert. In den Wassern des Gardasees sah er „das reinste Vitriolblau zwischen Felsenrot und dem Grün der italienischen Vegetation". (W.H.S. S. 625.)

Jean Paul und den Romantikern ist der Kult des Sonnen-Auf- und Untergangs charakteristisch. Auch bei Alban Stolz erscheint das Koloristische in der gesteigerten Wirkung bei der Schilderung dieser, von ihm oft und gern beobachteten Phänomene. „So manches Mal habe ich von meiner Burg zu Neusatz am Fenster dem Abendrot zugesehen, wie es langsam an den Vogesen verglimmt." (W.d.S. S. 4.) „Manchem Abendrot sieht man nach, als habe es ein Stück von der Seele abgerissen und nähme es mit hinab." (W.d.S. S. 295.) „Meine Seele badete still in jenem Morgenrot und ruhte bis es ausgeblüht hatte." (Span. S. 25.)

Mit kräftigem Pinsel malt er den im Sonnenuntergang „rötlich und gelblich und grünblau ausglimmenden Himmel" (W.H. S. 295), oder die Berghäupter, die „im dunkelfeurigen Abendrot glühten wie heißes Eisen nachts in der Schmiede", (W.H. S. 580) und „rötlich dunkle Felsenkuppen, die scharf abgeschnitten in das blaue Himmelsmeer hineinzacken und das wolkenlose Firmament säumen mit ihren Spitzen — Feuerstein auf Stahl". (Span. S. 352.) Im aufblühenden Rot scheinen ihm die dunkelgrünen Palmen eingetaucht in einen Goldhimmel . . . . . „gleich der

Goldglut, welche auf dem weißen Marmorboden des Mailänder Domes scheint, wenn die Sonne durch die goldfarbenen Fenster darauf scheint". (Sem. S. 396.)

Es gelingt Alban Stolz aber auch die Zeichnung gedämpfter Lichtwirkungen. Mit zartestem Empfinden malt er den atmosphärischen, über die Landschaft gebreiteten Dunstschleier, wo Licht und Sonnenglanz ineinander verschwimmen. Diese Erscheinung bildet das alle Einzelheiten verbindende Medium, in ihrem umhüllenden Glanz werden die harten Konturen der Berge usw. weicher. Eine solche Nuancierung der Luft hat etwas Milderndes und Lösendes.

Schöne Phänomene bieten ihm die leisen Übergänge unseres nordischen Lichtes, die Früh- und Abenddämmerung, das Durchscheinen der Luft im sich verflüchtenden Nebel und Tau, die blauweiße, Ende des Winters im Walde liegende Helle, das schwüle Glühen der Mittagssonne.

Durch seine Sprache dringt der Sinn für den Glanz des Lichtes in seiner mildernden Wirkung. Unbestimmte Farben und Lichtbezeichnungen wie: bleich, matt, blaß, zart, dämmernd, zerfließend, zergehend, sind häufig. Das Schönste im Sommer ist ihm: „Der südliche Schmelz der Landschaft und der Luft. Es ist eine so schöne, zarte Färbung, die wie ein Traum so schnell verfliegt." (L.H. S. 150.) Fein beobachtet ist das gedämpfte Licht einer Siroccolandschaft: „Der Himmel sah aus, wie wenn er vollständig aus mattweißem Schmelz oder Unschlitt wäre. Die Atmosphäre ist wie von einem leichten Nebel durchdunstet, so daß die Sonne nicht durchdringt, sondern sie in ähnlicher Weise leuchtend macht, wie das mattgeschliffene Glas einer Astrallampe." (Sem. S. 419.)

Dieses Verweben von Luft und Licht ist zuweilen seinen Mittagslandschaften eigen, sein scharfes Auge entdeckt auch hier einen zarten Dunstschleier; „ich stand unter einem Baum und ließ das wundersame Dämmern eines Sommervormittags auf mich eindringen. Es ist so schleierhaft alles für Aug und Ohr . . . . . Das Kochen der Berge in glühender Luft, die Nebelhaftigkeit der hohen Vogesen . . . . Man sollte meinen, diese Berge müßten alle tot sein oder schlafen in dieser glühenden Sonnendämmerung." (W.d.S. S. 286.) Suggestiv wirkt dieses still und dumpf über den Feldern liegende Scheinen im Gegensatz zu den spielenden Lichtern des Morgens. . . . . „Es brütet ein seltsames, sonniges Dämmern über der stillen Erde, wie wenn ein geheimnisvolles Gären, ein Träumen von einer tiefen Vergangenheit über die weite Gegend gekommen wäre." (W.H. S. 335.) Im Leuchten dieses matten Lichtes sind die Dinge gleichsam wie das Spiegelbild im Wasser entmaterialisiert. „Der See und der Himmel hatten die Tiroler Alpen zwischen sich genommen und mit Hilfe des abendlichen Septemberhimmels sich selber assimiliert, daß sie gebaut schienen aus weißem Wasser, blauem Himmel und lichtem Schein.

Es war so unsäglich schön, wie kaum der schönste Traum einen Augenblick die Seele umschwärmt, es schien der Himmel einen Augenblick sich herabgesenkt zu haben und da zu ruhen, voll Silber und Luftaether und unendlicher Zartheit." (D.Kr. S. 380.) Fein beobachtet sind in diesem Glanz die bleichen, zerfließenden Umrisse mächtiger Baumkronen. „Wie silbrig bleich sind dort am anderen Bergwald die sonnenduftigen Wipfel" (W.d.S. S. 483), besonders, wenn die Herbstsonne ihren „matten Silberschein" unfruchtbar ausbreitet, scheinen sie wie von einem „Schleier durchflort".

### Das akustische Feingefühl.

Alban Stolz hatte ein ausgesprochenes Verhältnis zur Musik, jener Kunstgattung, die gern zur romantischesten gestempelt wird. „Wackenroder hatte sie als besten Ausdruck inhaltleerer, reiner Stimmungen gefeiert, und im Empfinden, Dichten und Denken der Romantiker hat sie eine große Rolle gespielt." [69])

Schon früh erschien sie Alban Stolz „als das schönste Geschenk des Himmels, die Sprache der Engel, das Ideal der Sprache". Als Zwanzigjähriger fühlt er einen „heiligen Drang, sich ganz ihr zu widmen". Musik möchte ich in mich trinken, wie ein Durstiger in der Wüste das Wasser." In seinem sensiblen Gemüt fand sie den besten Widerhall. „Die Seele ist oft so weich und lose, daß jeder Hauch der Musik sie in Besitz nimmt und durchzittert. Der Ton wird ihr Herr und sie der Leib des Tones, sein Resonanzboden." (D. Kr. S. 394.) Sie wirkt in seinem Innern „auf leichte und lebendige Bewegung des Nervenspiels wie Sonnenschein auf die tropische Pflanze". (D.Kr. S. 411.) Sie ist für seinen Geist, was „der Sonnenschein für den Schmetterling, hoch und wonnig fliegt er alsdann". (L.H. S. 55.) „Ich fühle es recht deutlich, zu welchem Schmerz und welchem Glück ich fähig bin, wenn ich die Musik daher rauschen höre, in hohem Entzücken oder in tiefem Schmerz klagen, oder in seltsamen Tönen eine eigene, unbekannte Welt und Natur andeuten höre, da fliegt ihr mit Begeisterung auch meine Seele nach, und was sie sagt, fühlt diese tief." (L.H. S. 2.)

Dieses tiefe Kunstverständnis blieb nicht ohne Einfluß auf seine Sprache. Mit dem Alban Stolz befreundeten Maler Eduard von Steinbrück kann man im Zweifel sein, ob man die Art seiner Sprache mehr plastisch oder musikalisch nennen soll; „denn bald ist es, als blicke man in eine ganze Bildergalerie, bald als hörte man eine mächtige Orgel aus allen Registern, in allen Tonarten spielen." [70]) Mit gleicher Meisterschaft verdeutlicht er das leise Schwirren und Weben der Insekten, wie einen irgendwo einsam

---

[69]) O. Fr. Walzel, Deutsche Romantik, I., S. 95 ff.
[70]) Briefwechsel „Fügung und Führung", Bd. 2.

verhallenden Glockenton oder das Brüllen und Toben des Gewitters. Seine große Musikliebe hat auch stark auf den Inhalt seiner Naturdichtungen eingewirkt.

Alban Stolz' visuelle Begabung im Verein mit ausgeprägt musikalischem Gefühl machen seine Fähigkeit zur „audition colorée" und ihrer Umkehrung verständlich. Das „Farbenhören" wie auch die Umsetzung eines akustischen Eindrucks in einen optischen, die correspondence, wie späterhin eine französische Schule diese Erscheinung nennt, ist der Romantik geläufig. „Zu jeder schönen Darstellung mit Farben gibt es gewiß ein verbrüdertes Tonstück, das mit dem Gemälde gemeinschaftlich nur eine Seele hat," sagt Tieck in seinen Phantasien.[71]) Die hier angedeutete Verwandtschaft von optischem und akustischem Sinnesempfinden hat eine überraschende Parallele bei Alban Stolz. „Die Landschaft im Gemälde entspricht der Instrumentalmusik, die Gestaltenmalerei ist Vokalstück, Gesang mit Worten." (W.H. S. 430.) Bild und Klang verbinden sich ihm zum Genuß ganz innig in der Seele. „Wenn ich eine schöne Landschaft vor mir sehe und zugleich Instrumentalmusik höre, so verdoppelt sich ohne die leiseste Störung die schöne Empfindung und das Spiel der Phantasie." Das Bewegungselement für die Seele ist ihm „gleicherweise die Instrumentalmusik (die absolute Musik, die dem Hang zum Unbestimmten, Unendlichen weiten Spielraum läßt), wie die Landschaft, die Natur, ohne Menschenwesen". (D.Kr. S. 49.) „Der Anblick einer schönen, freien Natur und wortlose Musik ist innig verwandt miteinander. Das eine erhöht das andere und weckt gemeinsam das Gefühl, ungestört belassen durch das Wortwerk aufgedrungener Gedanken. Darum ist mir Instrumentalmusik lieber als Gesang und ein Landschaftsgemälde lieber als ein Genrebild; denn ist das Gefühl intensiv und ohne Gedankenzwang geweckt, so bilden sich daraus freie Gedanken als die echten Kinder des Gefühls und der eigenen Seele."[72]) Deshalb gehört es zu seinem größten Vergnügen, in eine schöne Gegend hinauszuschauen und ernste Musik zu hören. (D.Kr. S. 49.)

Wie Tieck berauscht sich Alban Stolz an der Symphonie eines Sonnenuntergangs, „seine dunklen, satten Farben lösen musikalische Reize aus. Die Berge vom Waldkircher Tal, die von der Abendsonne rot verklärt wurden, sprachen mich an wie Musik." (D.H. S. 354.)

Die dunkelfeurigen, im Abendrot aufglühenden Berghäupter bei Villach machen ihm einen edlen Eindruck, „wie, wenn man aus einem fernen Dom abends das Tongewühl aller Glocken hört". (W.H. S. 580, ebenso W.H. S. 638 f.) Ein deutsches Waldgebirge in guter Beleuchtung ist „Tönen einer fernen großen Glocke", die

---

[71]) Bei O. Fr. Walzel, Deutsche Romantik, I., S. 97.
[72]) Sem., S. 406.

Lichtmalerei auf Stein an den kahlen Bergen des Südens ist „Schellengeklingel". (Span. S. 250.) Auch bei sanfteren Farben wirkt sich die Sinnesübertragung aus, das Tote Meer in seinem Bleiglanz ist ihm „ein langgezogener Ton". Ebenso weckt die gemeinsam mit der Farbe genannte Form musikalische Empfindungen.[73]) Die lebhafte Erinnerung an einen gesehenen Berg weckt eine Stimmung wie das Anhören einer lieblichen Melodie. (Sem. S. 256.) Vom Anblick der Rigilandschaft berichtet sein Tagebuch: „Wie es läutet, wie es tönt in meiner Brust, der Glockenton, die Landschaften, die Seen! Wie herrliche Musik so stimmt auch diese Musik der Gegenden." (Dr.K. S. 530.)

Der Wald macht regelmäßig dieselbe Wirkung auf ihn wie gute Kirchenmusik. Die große weite Schwarzwaldlandschaft frühlingsbeginnend, teils mit Schneestreifen durchzogen, teils kahl und kalt ist ihm die rechte Musik zum Tode eines lieben Freundes. Musik und Malerei können dasselbe wirken. (D.Kr. S. 446.) Es finden sich daher bei ihm auch Fälle, wo eine durch das Gehör vermittelte Wirkung rein gefühlsmäßig nach der optischen Seite ausströmt. Wie Longfellow Mozarts Musik interpretierte mit dem Eindruck, den eine Landschaft auf ihn macht, so vergleicht Alban Stolz Mozarts Kunst mit einem hübschen, selbst prächtigen Garten mit wohl geregelten Abteilungen, Beethovens Musik ist wie ein Wald. Die tonale Empfindung eines fernen, feierlich gesungenen Chorals überträgt er ebenfalls auf visuelles Gebiet: es lag im Gesang und in der Fernsicht (auf die schöne Gegend des Juragebirges im Sommerabend) eine innige Harmonie, so daß jedes durch das andere gehoben wurde. (D.Kr. S. 560.) In der Erinnerung an eine schöne Musik stellt sich seine Seele auf einen der höchsten, schneebedeckten Gipfel der Vogesen. (W.d.S. S. 268.) Im italienischen Volksgesang liegt für ihn ein süßes Verlieren und Träumen, ein sehnsüchtig wohliges Verschwimmen in weite Himmelsräume, in ferne, duftige Berge, in sonnige kristallene Meereswellen. (W.d.S. S. 537.) Die Melodie eines seltsamen Liedes D-moll gesungen in stiller Nacht, weckte in seiner Seele eine ungesehene Seite, die er nur zu vergleichen weiß mit dem neuen, fremden Anblick der weiten holländischen Ebene. (D.Kr. S. 496.)

„O daß der Mensch", sagen die Zuhörer des Märchens Hyazinth, „die innere Musik der Natur verstünde!" Alban Stolz ahnt ihre geheimnisvollen Klänge, ihre verschwiegene Musik, die sie nur dem andächtig lauschenden Naturfreund offenbart. Er

---

[73]) Der Form- und Liniensinn ist auch bei den Romantikern akustisch vertauscht worden. Cfr. W. Schlegel: „Architektur ist gefrorene Musik". Novalis: „Arabesken sind eine unsichtbare Musik". Bei Betrachtung der „kristallisierten Phantasie des Domes zu Burgos" schreibt Alban Stolz: „Ich habe noch nie etwas mit Augen gesehen, das mit den besten Kompositionen Beethovens eine so innere Ähnlichkeit hat als dieses überschwellende Spiel von Gebilden, die so mächtig und reich sich selbst umflechten." (Span., S. 48.)

versteht das Säuseln des Morgenwinds im Laub der Palmenbäume, „es ist ihm ein wunderbarer Gesang, der Unendliches singt aus einer unsichtbaren Welt herüber". (Sem. S. 374.) Uralte Sagen und Geschichten rauscht der Nil vor, besonders des Nachts. „Dieses große und doch nur leise Strömen ist, wie wenn ein hoher Riesengeist, der Engel des alten Aegyptens, einem in fremder, unverstandener Sprache Geheimnisse und uralte Dinge zuflüsterte." (Sem. S. 376.) Die Romantiker hörten aus solchen Klängen die verborgene Seele der Natur. Echt schellingisch ist der Gedanke an eine Musik der Pflanzen.[74]) Schmerzlich vermißt Alban Stolz ihr wahrnehmbares Singen. Nicht als Phantasiegebilde, sondern als Ahnung einer verborgenen Wahrheit wertet er die türkische Sage, die die Pflanze und den Gesang zusammenstellt. „Könnte es nicht sein, daß die Pflanzen auch auf Erden tönen, besonders wenn die Sonne darauf scheint? Die Farben werden wahrscheinlich durch Schwingungen des Weltaethers erzeugt und dem Auge fühlbar gemacht, wie die Töne durch Schwingungen der Luft. Feine Nerven, die die Schwingungen des Aethers auch wahrnehmen könnten, würden die Farbe nicht nur sehen, sondern auch hören, jede nach ihrem Charakter; die Birke, das Maiblümchen, die Trauerweide." (Span. S. 106.) Er erzählt von einer seltsamen Naturmusik, „wo der regelmäßige Windstoß in die Pappelbäume merkwürdige Vögel aufschreckte, die ein Geschrei anhoben wie das Klirren der Rollschellen. Es war, als hätten die Bäume selbst eine Stimme bekommen und sprächen sich aus, oder als wären die obersten Blätter metallene Glöcklein oder Zungen." (Span. S. 41.) Die Melodie eines romanischen Liedes mutet ihn an „wie wenn eine edle Pflanze in der Nacht ihr träumerisches Sein in einem Liede aussänge". (D.Kr. S. 498.)

Alban Stolz' akustische Eindrücke sind meist sensitivster Natur. Tausend zarte ineinanderwebende Klänge hat er erfaßt. Sein feines Empfinden vermutet selbst in schweigendster Stille lebendige Stimmen. Allein im hohen Bergwald schreibt er: „Wie ist es so still . . . in dieser einsamen Welt, und doch ist es unendlich reich und lebendig hier . . . ., und wenn wir ein feineres Gehör hätten, so würden wir ein unermeßliches Tosen hören, wie viele Fabriken, Jahrmärkte und Meeresbrausen zusammengenommen." (Kal. 1859 S. 96.) Diese Geräusche sind bedingt durch das „Spinnen neuer Sprossen an den Zweigen, das Ausreifen der Blätter, das Rennen und Laufen der Raupen, Spinnen, Käfer, das langsame Weitergraben der Wurzeln unter dem Boden". (Kal. 1859 S. 96.) Im „wunderbaren Schweigen der Steinbruchklüfte" hört er das leise Fliegen eines einsamen Vögleins, und das fast lautlose Schweben eines Sperbers. (L.H. S. 123.) Stolz liebt es,

---

[74]) Die Idee der singenden Blumen findet sich auch bei H. Heine und in der Malerei Runges.

in der lautlosen Natur vereinzelte Stimmen hören zu lassen. Diese Klänge verdeutlichen die Stille nur noch mehr; sie verursachen ein Gefühl unendlicher Ruhe, großer Einsamkeit.[75]) Nur in Stunden, fern von aller Unrast, ist dem Sinnesleben die Konzeption dieser Eindrücke möglich.

Motive, die diese Stimmungen verursachen, sind ihm der flüsternde Wind, das leise plätschernde Rauschen eines Bergbrunnens, fern verhallende Glockenklänge, der Schall der Axt des Holzfällers, das Zwitschern eines einzelnen Vogels, die einsam zirpende Grille, die leise summende Fliege. Gute Kontrastwirkung erzielt er, wenn er schildert, „ich sitze allein im hohen Bergwald, alles ist still um mich her, nur zwei Vöglein zwitschern leise, und von weit her hört man zeitweise die Axt des Holzmachers wie langsamer Pendelschlag von einer großen Uhr." Aus der Erlenbrucher Einsamkeit schreibt er: „Es ist alles unendlich still, nur die Grille hört man drunten von der Wiese her und das leise Singen der Fliege, die zwischen Tisch und Fenster webt." (Sem. S. 15.) „Es ist alles ganz einsam, wenn nicht etwa die Glocke einer weidenden Kuh ein paar Sekunden durch die Stille klingt" (Sem. S. 33); oder, nach einem Morgenspaziergang, „ich ging zwischen einsamen Waldhöhen hin, nur der stille Schmetterling schwebte vorüber, und der Bergbach zog, wie ein Kind mit sich selbst murmelnd, hinab zum See . . . . . eine unendliche Ruhe war ausgegossen. . . ." (Sem. S. 9.) (Sem. S. 454, W.d.S. S. 562.)

Fein verdeutlicht er die lautlose Stille auf der Höhe des Karmelgebirges. „Ich sitze an einem Felsen, was ich höre, ist das süße, unschuldige Zirpen eines Singvogels und das durch die Ferne besänftigte Tosen der Meeresbrandung — die Glocke vom Kloster her hat eben aufgehört zu läuten — sonst ist alles still um mich." (Sem. S. 363.) Für das verlassene, einsame Grabeshaus eines edlen Sarazenen scheint ihm die Natur selbst die passendste Trauermusik ausgewählt zu haben: „Aus dem abbröckelnden Gemäuer hört man die melancholischen Laute der Turteltauben." (Sem. S. 394.)

Wie Eichendorff läßt er mit Vorliebe Glocken erschallen und zuweilen Waldhornklang. Die eigenartige Wirkung der Töne seltsam unbestimmter Klänge sind geradezu das Charakteristische bei der romantischen Naturliebe. Über die einsame, sonnige Gebirgslandschaft tönen sie vom Tal herüber, „ihr harmonischer Klang verfließt mit dem Sonnenglanz der Luft und durchströmt feierlich die Natur". (D.Kr. S. 44.) Hörnerklang vertieft zumeist den Eindruck der „frühlingsgärenden oder der sommerlichen Landschaft" (vergl. W.S. S. 413, W.d.S. S. 44). Glockenklang, der über die

---

[75]) Mit großer Vorliebe bringt auch G. Keller die tiefe Ruhe und Stille der leblosen, materiellen Landschaft in Gegensatz zu einem einzelnen fernen oder nahen Geräusch.

schneebedeckte Erde verhallt, erhöht in besonderem Maße den feierlichen Eindruck. „Einsam auf schneeigen Höhen des Mummelseegebirges, wenn von unten herauf leise und doch so mächtig wie aus einer anderen Welt alle Glocken von dem gotischen Turm Bühls ihren Metallgesang wühlten," hat er zum ersten Mal empfunden, daß es nichts gibt, was so „den reichsten Ton läutet zum tiefen Winter und zur Schneeflur unter trübem Himmel, als fernes Läuten, und fernes Läuten sagt nirgends soviel und läutet soviel Ahnung und Sehnen aus als im Winter". (W.H. S. 42.) Seine Tagebücher kommen auf diese Eindrücke oft zurück. (W.H. S. 103, W.d.S. S. 74, W.d.S. S. 68, W.H. S. 159.)

Tag und Nacht spielt ihm die Natur auf ihrer großen Orgel Gott Lieder: „In Sturmeswehen und Meeresbrausen und Flüsserauschen, im Quellenrieseln, im Vogelsang und Zikadensingen" W. d. S. 467); ihren mannigfachen Registern hat er gern gelauscht. Es entging ihm nicht der unschuldige, naturfrische Klang des kleinsten Vögleins, nicht das „Frühlingslied der Lerchen", der Wachtelschlag zwischen den Furchen, der Geigenstrich der Feldgrille; oft erwähnt er das „halb erstickte Jauckzen der Frühlingsvögel, so ahnend, so gärend, so geheimnisvoll wonnig" (W. d. S. 519).

Unendlich mannigfach klingt ihm der Ton des Wassers, das Rauschen des Windes. „Wo ist Musik, wie das leise Wehen des Augustwindes im Geweb von Millionen Blättern und Zweigen und wie das heimliche Rauschen des Waldbachs?" (W. d. S. 483.) Er horcht auf „das Duett, das der Morgenwind in den Tannennadeln säuselt, auf die Musik des Abendwindes, der in dem Laub der Palmen weht." (Sem. 407.)

Er kennt den „uralten Choral", den Sturm und Wogen singen; „die mannigfach instrumentierte Musik des Meeres" im Rauschen, Brausen und Tosen. Wenn der Wind leise spielt, dann ist die See „wie eine Harfe, die Schaumwellen sind silberne Saiten, die zittern und tönen" (Sem. 358). „Wenn es aber stürmt und wettert, der Wind aus dunklen Wolken tost und pfeift; dann donnert, poltert und brüllt das Wasser, wie wenn die Hölle offen wäre." (Pred. Band 19, 273.) Die mannigfachen Klänge des Meeres hat er treu der Natur abgelauscht; sein Freund Hägele berichtet, daß er sich, als die See hoch ging, auf das Verdeck habe festbinden und die Wogen über sich habe emporfluten lassen.[76])

Ebenso gut gelingt ihm die Wiedergabe des Gewitters: „finstere Wolken sprühen Feuer gleich gewaltigen Drachen — es fliegt der Sturm durch das Buchenlaub und zerzaust die Baumwipfel, dröhnt um das Haus — wilder Regen stürzt zur Erde, die zittert im Donnerknall und schwirrenden Blitzen, schwarze Nacht

---

[76]) Hägele, a. a. O., S. 216.

umarmt das Land, es rollt und stößt um die Wette der Sturm und der Donner.[77]) Die Schilderung des Gewitters (Kal. 1847) wurde nicht zuletzt zu einem „Meisterstück der Prosakunst" durch die vorzüglich wiedergegebenen akustischen Effekte.

## Der Sinn für rhythmische Bewegtheit.

Alban Stolz hat ein feines Empfinden für die rhythmische Bewegtheit in der Natur. Aus diesem scharfen Erfassen resultierte auch zum Teil das oben erwähnte Farben- und Lichterspiel. Auch ohne die Verdeutlichung durch Sonnenschein und Farbe ist ihm die Bewegtheit in schwächeren und stärkeren Momenten nicht entgangen. Charakteristisch ist bei der Wiedergabe der ersteren die Vorliebe für das Verb „schwanken". „Unsäglich schön schwanken drunten die Pappelbäume und die hohen Linden im Strom des Sommerwindes und droben schwanken durch den blauen Himmel die weißen Wolken und die grauen." „Die Palme und ihr Wipfel schwankt in Nachtluft und Mondschein" (Sem. 377). „Die rote und die blaue Kornblume schwanken, als hörten sie Musik und wiegen wonniglich den Kopf dazu." „Wie schwanken die Ähren auf dem weiten Feld in der Morgenluft." (Kal. 1859, S. 58.) „Das Laubwerk des Waldes bewegt sich hold." (D.W. S. 483.) „Im Wald von Littenweiler schaute ich oben den schnellen Wolkenzug an und unten das Wogen der Baumwipfel und des hohen Grases." (W. H. 95.)

Es entgeht ihm nicht das Vöglein „im anmutig zurücklenkenden Flug, nicht die raschen, schön gewundenen Bewegungen des Fisches"; sein „Wellen und Weben aus dem braunen Wassertraum" herauf ist ihm ein „stummer Jubel für das Auge" (Sp. 249).

Gerade am Wasser fesselt ihn die ewige, bewegte Lebendigkeit. Er beobachtet sie bei der Quelle, „die schnell und regelmäßig wie ein Pulsschlag ihre Wellen aufstößt" (D.Kr. 559), beim ruhelosen Wüten und Stürzen des Gießbachs in der Waldluft; am Rheinfall „mit der unaufhörlichen Neuheit seines Wassertanzes, der im Kommen, Stürzen, Schäumen und Sprühen nie müde wird, sein frisches und wunderbares Spiel aufzuführen." (W. H. 678.) Am liebsten beobachtet er es am Schwarzwaldbächlein der Heimat. „Ich stehe an einem Bach und schaue in die Wellen, wie sie zittern und wie sie rennen, schnell fortzukommen. . . . Wo gehst du hin, Wellelein, wo kommst du her? Du bist am Schwarzwald droben geronnen aus moosiger Quelle und bist ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein. Es schäumt und schnauft noch eine Zeitlang im engen Tal und fließt dann besänftigt und süß durch schöne, weite Ebenen . . . und zuletzt stürzt das Schwarzwälder Wassertröpflein in einen Fluß oder Strom und wird hinuntergeschwemmt ins Meer." (Kal. 1846, p. 136 f.)

---

[77]) Kleinigkeiten, Bd. 8, S. 393.

Er betrachtet das wechselnde Auf und Ab der Meereswellen, die stets bewegten, unruhvollen Linien ihrer fließenden Formen. „Wie wallen da die hohen Wellen, die weißen Wasserfurchen in großer Herrlichkeit ohne Ruh fort, und stürzen wieder zurück in den Schoß des unermeßlichen Meeres"; (Kal. 1846, S. 51) oder eine andere, mit dramatischer Steigerung gegebene Schilderung: „zuerst wird der See uneben wie die Furchen auf einem frisch gepflügten Acker und diese Furchen laufen davon und jagen einander nach. Dann werden die Furchen immer höher und tiefer, wie tiefe Gräben und hohe Windwerfte und schneller und schneller stürzen sie einander nach, hernach wird es immer wilder und ärger, als wenn hunderttausend Felsstücke vom Himmel herab ins Wasser geworfen würden, so spritzt es allenthalben mit dumpfem Getös in die Höhe, die Wellen bäumen sich haushoch, wie wenn sie lebendig und rasend geworden wären und stürzen sich dann wieder hinunter in die vielen Abgründe." (Pred. Bd. 19, 270.)

Zweiter Teil.

# Das subjektive Naturgefühl.

Alban Stolz begnügt sich nicht mit einer Betrachtung der reinen Formschönheit, dem Erfassen des nur Realen. Das stärkere dichterische Können liegt in der Umwandlung dieser Sinnesempfindungen in das künstlerische Moment des Naturgefühls; im Wechselspiel von Menschenseele und Natur, „so wahr der Mensch höher steht als das, was er sieht und hört, so wahr ist die Poesie höher, welche den Menschengeist darstellt als jene, welche nur den toten Gegenstand beschreibt." (L. H. 31.)

Will man sein subjektives Naturerleben tiefer erfassen, darf sein psychisches Naturell nicht unbeachtet bleiben. „So groß ist auch das Großartigste nicht in der Natur, daß es wirken könnte, wo die Gemütslage nicht darauf eingerichtet ist." [78]) „Wer nicht eine Welt von Ideen und Empfindungen zu der Welt der Erscheinungen in Beziehung zu setzen vermag, dem bleibt die Natur und ihre geheimnisvolle Schönheit ein Buch mit sieben Siegeln.[79])

Alban Stolz' reiche menschliche und künstlerische Individualität, die psychologische Grundlage seines starken, subjektiv sympathischen Naturgefühls, beweisen seine Tagebücher mit ihrer oft überströmenden Fülle inneren Lebens. „Er war ein Stimmungsmensch, ein empfindsamer Träumer ... von geradezu erschütternder Hilflosigkeit gegenüber den unaufhörlich wechselnden Witterungen seiner ‚Aprilseele', wie er

[78]) R. Vischer, a. a. O., S. 182.
[79]) A. Biese, Naturgefühl im Wandel der Zeit, a. a. O., S. 280.

selbst sie nennt." [80]) Schon als Kind charakterisiert ihn eine außerordentliche Empfindlichkeit für Eindrücke jeglicher Art, und infolge einer feinen Kultur seines Gemütes bleibt sein seelisches Erleben von einer Weichheit und einer Zartheit, die etwas Frauenhaftes hat. Alle Erfahrungen, Erlebnisse, Schicksale, Menschen und Dinge übten infolge dieser gesteigerten Eindrucks- und Empfindungsfähigkeit einen bis in die Tiefen seines Wesens reichenden Stoß auf sein Seelenleben aus.[81]) Wie oft spricht er selbst von der Sensibilität und Durchsichtigkeit seines Nervensystems! Wie oft vergleicht er sich in seiner Eindrucksfähigkeit mit einer Äolsharfe, die lebendig ist und selber sich anhaucht und antönt. (W. d. S. 300.) „Homöopathisch angeregt durch einen Gedanken oder einen armen Gegenstand: dem Spiel einer Violine, dem Brausen des Westwindes, dem Anblick des Waldes stürmt und kocht es heftig oder duftet es in süßem Entzücken in meiner Seele." (K. d. S. p. 301.)

In gesundem Selbstbewußtsein sagt er von sich: „Mein Gemüt ist tief poetisch, vielmehr vielleicht als bei manchen Dichtern.[82]) Er war eine Natur ganz der Inspiration hingegeben. Es ließe sich eine interessante, dies bekräftigende Anthologie aus seinen Werken zusammenstellen. Die poetische Inspiration überfällt ihn nach seinen Worten „mit der Übermacht lebendiger Wesen". Er fand so oft, ohne jede Reflexion fertige Gedanken, poetische Bilder kristallklar in seiner Seele. „Gleicht die Seele einem ausgeschöpften Brunnen, aus dem zur Zeit der Ruhe wieder frisches Wasser quillt? Ist der Geist von Natur aus ein Prediger, der alsbald zu sprechen beginnt, wenn Stille eingetreten? Setzen sich beständig wie Kristalle neue Gedanken und Gefühle an? War da eine Stimme, die während der Nacht arbeitete und bei Tagesanbruch fliehend ihr Gedankengespinst zurückließ?"

Seine starke Betonung des passiven Elementes bei der dichterischen Gestaltung erinnert fast an die Hölderlinsche Formel: „O, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt." [83]) „Gedanken, aus der genialen Begabung entsprossen, sind leicht, angenehm, vollendet und schön wie andere Erzeugnisse, welche die Natur freiwillig schenkt. Gedanken der Reflexion sind wie alles Menschenwerk von Mühe und Unvollkommenheit." (W. H. S. 344.) „Die Begabung, welche man Genie nennt, ist eine passive Eigenart, insofern dieselbe Naturpotenz, welche in der Pflanze die schönste Blume malt und in der Biene wunderbare Ordnung schafft, eine empfänglich organisierte Menschenseele findet, welche instinktartig und doch bewußt das Spielen jenes Kunstprinzips der Natur in sich zuläßt und wahr-

---

[80]) Lippert, a. a. O. 89. [81]) Lippert, a. a. O. 89.
[82]) Bei Julius Mayer, S. 450.
[83]) Hölderlin Hyperion, S. 92. (Sämtliche ed. v. Frd. Seebass, Bd. II, 1923.)

nimmt. Die in Gedächtnis, Phantasie und Geschick vorhandenem Vorräte werden dann von jener Potenz benutzt, um schöne Gestalten zu bilden, wie der Ton aus dem Sand die Chladnischen Klangfiguren. Die genialsten Gedanken, die der eigene Geist wie etwas Fremdes fühlt und anstaunt, schießen plötzlich durch den Kopf wie ein Wetterleuchten, das auf dem Daguerrotyp des Gedächtnisses stehen bleibt oder wie ein schießender und dann stehenbleibender Strahl des Nordlichts." (D. H. S. 353.)

Das poetische Erleben Alban Stolz' wurde verstärkt durch seine Neigung zur Melancholie. „Ein inniges Wehgefühl . . . ist eine durchaus schöpferische Stimmung und wird deshalb vom Dichter unbewußt so gern festgehalten." Besonders in seinen jungen Schriftstellerjahren sind die Zeugnisse für diese Seelenhaltung zahlreich. „Meine liebste Stimmung, träumerische Melancholie, legt sich wie Abenddämmerung über meine Scele. Ich könnte sie wohl verscheuchen und hinweghauchen, aber ich mag nicht." (Sem. 366.) „In jener Schwermut ist die Seele wahrhaft in ihrem Element, wozu sie geschaffen wie der Fisch im Wasser und der Adler in der Höhe. (W. d. S. 359.) Mein innigstes, wahrstes Leben ist eine süße Melancholie." „Melancholische Freude, wohlige Schwermut, leise Klage" durchziehen „wie ferner Glockenton und lauer Windeshauch meine Seele." (W. d. S. 404.)

Diese Schwermut, die in ihr verwurzelte Verschlossenheit, die ganze Wucht des fehlenden Verständnisses lockte Alban Stolz in die Einsamkeit. Gerade das Gefühl der Isoliertheit von den Menschen gibt der Liebe zur Mutter Natur eine tiefe Innigkeit. Einsam waren fast alle großen Schilderer der Natur.[84]) Wie oft spricht Alban Stolz von der „süßen Muße der Einsamkeit". „Es waren die Quellen seines unterbewußten, schöpferischen Künstlerlebens, die dort wieder aufbrachen."[85]) „In der Einsamkeit regt sich in meinem Geist dessen tiefstes Leben und der Sternenglanz der höheren Welt leuchtet über mir." (W. d. S. 377.) „Wenn ich die seligsten Tage meines Lebens zusammensetzen könnte zu einer Woche, einem Monat, ich nähme sie aus den Stunden der Einsamkeit: einige Tage in Rothenfels und Bischweier, manche Stunden an Sonntagabenden in Neusatz, meine Reisen auf dem Odenwald; viele Zeit in Freiburg, am Meer, am Gardasee, in manchem stillen Wald, auf dem Stidi, wenn abends die Sonne in den Schoß der Vogesen sank; auf dem Park am Gebersberg, wenn die Dämmerung ihren Schleier um die Hügel zog, oder in Waldesnacht zwischen dunklen Tannen." (W. d. S. S. 5.)

---

[84]) Alle edlen Eigenschaften bilden sich erst in der Einsamkeit. (Rousseau, Nouvelle Heloise, I. Teil, S. 33.) Die Welt ist innerlich ruhig und still, und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen will. (Gottfried Keller „Der grüne Heinrich", III., 13.)

[85]) Lippert, a. a. O. 95.

Die philosophische Begründung subjektiven Naturerlebens erinnert bei Alban Stolz stark an die Gedanken der Neuplatoniker wie auch an Leibniz.

Die Menschenseele ist ihm ganz genau für die Welt, und die Welt ganz genau für die Menschenseele eingerichtet. Als Abbild Gottes oder der Gottesnähe trägt ihm der Mensch die Idee der ganzen Welt in sich, „weshalb recht entwickelten Seelen zuweilen auch das Neue, was sie sehen und hören, wie eine Erinnerung vorkommt." (W. d. S. 307.) So hatten es auch die Romantiker aufgefaßt, unter ihnen vor allem Novalis. Er war davon überzeugt gewesen, daß eigentlich die ganze Außenwelt, ehe wir sie kennen lernen, in unserm Innern halb verschleiert schon vorhanden ist. So ist „auch Heinrich von Oterdingen Kennenlernen überall wie ein Erinnern". Nach Alban Stolz ist alles, was draußen in der Welt an Schönem wohnt, latent auch im Mikrokosmos der Seele vorhanden; es wird durch den äußeren Anblick angeregt und zum Bewußtsein erhoben. (W. d. S. S. 383.) Sobald die entsprechende Erscheinung vor die Menschen tritt, klingt eine besondere Saite an, wie der a-Ton am Klavier, wenn eine Glocke in a tönt." (Vergl. L. H. 229, W. d. S. 292, W. H. 505, D. Kr. 466.)

Die Faktoren aber, die es ermöglichen, die feinsten Stimmungen der Natur zu ahnen, zu begreifen: Geistesbildung und Gemüt, müssen ebenfalls in der Seele liegen. „Nur wenn wir gleichgestimmt sind mit der Natur, teilt sie uns unvermerkt ihr Sehnen mit, kann sie in uns anklingen." (L. H. 229.) Alban Stolz ahnt in der Natur Verwandtes. Damit ist dieses Empfinden bestimmt als ein sympathisches Gefühl, das durchaus verwandt ist dem, das Menschen mit Menschen verknüpft auf der Grundlage des gegenseitigen Verständnisses für seelische Zustände.

Von Alban Stolz' sympathetischer Naturpoesie gilt dasselbe wie von Lenaus; nicht er dichtet die Natur um, vielmehr sie dichtet ihn um. Sie macht mit ihren wechselnden Stimmungen das fügsame Instrument seiner Seele zum Träger wechselnder Melodien. Feinfühlend hat er die leisesten „Gemütsstimmungen der Landschaft" empfunden. Es bildete sich in ihm der Glaube, „daß die ganze Erde eine materielle, große Menschenseele, ein kristallisiertes, versteinertes Herz" sei (D. Kr. 276), die mit ihren wechselnden Stimmungen den Menschen anhauche. Diese Idee gemahnt stark an den zuerst von Byron und später von dem Genfer Philosophen Amiel formulierten Satz: „eine Landschaft ist nichts als ein seelischer Zustand".[86]) Die Natur hat für ihn wie für Novalis „alle Abwechslungen eines unendlichen Gemütes, und mehr als der geistvollste, lebendigste Mensch überrascht sie durch sinnreiche Einfälle, Wendungen, große Ideen und Bizarrerien. Sie ist selbst in unaufhörlichem Wogen und Wallen, wie unser

[86]) R. M. Meyer, a. a. O., Bd. II, S. 129 f.

Leben stets ein Schwanken in Freude und Unlust ist." (W. d. S. S. 399.)

Die Seele der Natur strömt ihm entgegen sowohl in der traurig schönen Einsamkeit eines hohen Berglandes, aus der melancholischen Herbstlandschaft mit Stoppelfeldern und gelben Höhen, aus der ahnungsvollen Stimmung eines winterlichen Geländes, im stillen Wald, am Meere, wie aus dem wechselnden Antlitz der Tageszeit.

Seine fein disponierte, sensible Seele ahnt die objektive Stimmung einer Landschaft in ihrer Totalität, wenn er schreibt: „du magst am Mittag im Sonnenglanz auf einsamer Höhe stehen und die schweigende Natur um dich her überblicken, oder du magst um Mitternacht in die wunderbare Sternenwelt über dir schauen, du wirst da wie dort von einer unbegreiflichen, leisen Schwermut dich angeweht fühlen. Die weiten, menschenleeren Höhen hauchen ihre eigene Melancholie in die Menschenseele, wie langanhaltendes Läuten einer fernen Glocke am Abend." (Sem. 189.) So wirkte auch auf ihn die weite Berghalde des Tiroler Landes mit ihren stummen, hinausstaunenden, vereinzelten Häusern, umgeben von hohen Felsbergen. „Die große Seele des hohen Berglandes und seine wunderbare Einsamkeit senkte sich in meine Seele. (W. H. 566 f.) In ihm schlummernde Gefühle und Gedanken erweckt die Natur der Gletscher und des ewigen Schnees an der Grenze von Steiermark in schweigender Mittagszeit. „Fast düsterer, bleierner Glanz und unendliche Stille lag über den ungeheuren Donnerkegeln und ruhenden Wäldern. Alles Denken an Standes- und Erdenverhältnisse hatte sich zur tiefen Ruhe gelegt, ich fühlte mich nur noch als Mensch in einsamer, großer Natur." Es überkam ihn eine gegenstandslose Traurigkeit: „die stille Schwermut der ganzen Natur umher durchdrang auch mich und überzog mein Gemüt. (Span. 20 f.) Dieselbe Beobachtung macht er an einem sonnigen Mittag in der südlichen Landschaft von Savoyen, „fast in allem das Gegenteil jenes kalten, trüben Tages über Alpengletschern und Felshörnern und doch im letzten Eindruck auf das Gemüt von tiefer Ähnlichkeit." Auch hier an der Rhone fühlt er dem ganzen Ausdruck der Natur „eine große, weite Trauer ab, ein Klagen ohne Worte. Es war dies kein Übertragen der eigenen Stimmung auf die Natur, ich vermag sehr bestimmt den Ausdruck der Umgebung zu unterscheiden, wenn er von meiner inneren Stimmung abweicht, wohl aber erinnere ich mich noch aus frühen Jugendtagen, daß am Sommervormittag, wenn alles schwieg und nur die Sonne über der stummen Pflanzenwelt glühte, die Natur stets denselben Eindruck von eigentümlicher Schwermut machte." Nicht nur seine Seele, auch sein Auge glauben in feinstem Empfinden, „in dem silbernen, duftigen Schleier, aus Sonnenschein und Luft und Erdhauch gewoben", die stille Seele der Natur trauern zu sehen. Wenn nichts vor-

herrschend die Sinne oder die Erinnerung bewegt, kann sich auch das in der Natur fühlbar machen, was seelenhaft und tief in ihr wohnt, sie steckt an mit ihrem Traumleben." (Span. 20 f.)

Die Gefühle, welche in der Natur selbst liegen, erregt in ihm besonders der Wald. Seine eigentümliche Großartigkeit wirkt psychisch auf sein Lebensgefühl, „wie wenn er von trefflichem, starken Wein getrunken". In seiner Wirksamkeit auf den Geist ist er für ihn dasselbe, „was die Halbnacht für die Nachtigall". (W. H. 335.) Sein Lebenselixier schwillt in der Waldeinsamkeit „wie dem Fisch, den man in das schattige Dunkel der Meerestiefe hineinerlöst". (W. H. 335.) Der tiefe Zug seiner Seele zur Melancholie und Einsamkeit ist es vor allem, der ihn lebhaft mit der Stimmung des Schwarzwaldes konsonieren läßt. „Nichts erzeugt bei mir so unfehlbar und anhaltend eine wohlige Melancholie als einsames Gehen im Wald." (W.d.S. 359.) Die Tanne, sein Lieblingsbaum, ernst, schweigend, ist ihm in gewissem Grade emanzipiert von äußeren Einflüssen. (W. H. 254.) Gegenüber der einfachen Großartigkeit des Schwarzwaldes hat für ihn die üppige, laubreiche Gegend des Rheintales etwas Weichliches. (W. H. 228.) Er glaubt auch hier wieder das Verwobensein der Natur außer uns und des Geistes in uns zu erkennen, „daß gerade das, was in den dunklen Tannen, in ihrem lautlosen, langsamen Wachsen, in ihrer melancholischen Farbe und Einsamkeit und Schmucklosigkeit ohne Blüte und Blatt und ohne Frucht angedeutet liegt, auch in der Seele angeregt und gleichsam heraufbeschworen wird, wenn sie sich ihrem Anblick hingibt." W. d. S. 109.) Der Tannenwald wird zur Stätte der Beruhigung für sein „aufgestürmtes Gemüt". In seinem unbeschreiblich edlen Ernst und seinem Frieden wirkt er auch auf die Seele zurück, daß sie ruhiger, innerlicher und tiefer wird. „Die Stimmung ist einfach und doch sind es mehrere Gefühle, die dazu beitragen, wie wenn eine schöne Melodie von verschiedenen Instrumenten harmonisch durchgeführt wird" (W. H. 149).

Andacht und Feierlichkeit entlockt ihm der Wald. „Ich fühle es deutlich, daß er so gut zur Andacht stimmt als der edelste Dom." Daher kommt es ihm vor, als sei er erst im Walde in seinem Elemente, er selbst sozusagen, ein „Waldmensch". Suggestiv wirkt in seiner Elisabethlegende das Rauschen des deutschen Waldes um den Zauber der herrlichen Burg. „An der Waldquelle, um ihr Heiligtum, bildet die Natur selbst den Tempel, hohe Waldbäume sind die Säulen, Orgelspiel das Rauschen des Brunnenquells und das Windeswehen in den Baumwipfeln (Elisabethlegende Band 7 p. 55.)

Die tiefe Einwirkung des Seelischen einer Meereslandschaft, „die Art Blutsverwandtschaft", die er mit dem Wasser fühlt, ist zum Teil vorbedingt durch seine große Liebe zu diesem Element. Schon die reale Schilderung desselben verriet in der

feinen Beobachtung die innige Hingabe. Er selbst fragt sich verwundert, warum er es so heftig liebt, vielleicht stärker als alle sichtbaren Dinge auf Erden. „Es sollte kein Mensch sterben, ohne vorher das Meer gesehen zu haben." (W. d. S. 218.) Ein Gegenstand seiner „süßen Erinnerung und Sehnsucht" bleibt der Gardasee. Sein erster Anblick hat in ihm eine tiefe Liebe entzündet, so unerklärbar, wie man von einem Menschen beim ersten Begegnen schnell und innig angezogen werden kann. (W .H. 626.) Mitten im Winter „geistert seine Seele gern weit fort zu seinen blaugrünen Wassern inmitten der Berge von Marmor." Gewaltig ist der Eindruck beim ersten Betrachten des „uralten, majestätischen Weltmeeres", „ein wundersames Bewegen und Gären" quoll aus dem Abgrund seiner Seele, schon, als er den Blick abgewandt von seiner Unendlichkeit, ein paar Minuten sich sammelte. Bei seinem Anblick ergriff ihn eine heftige Bewegung, „wie wenn die Fluten mit großer Gewalt bis in die Tiefen des Gemütes eingedrungen wären." Seine Seele begann zu kochen, „zu tosen und zu donnern", als wäre sie selber ein aufgetürmtes Meer und hätte nicht Platz mehr und wollte mit ungeheurer Macht wie angezündetes Pulver die Brust zerreißen und fort- und auseinanderwallen ins Unendliche. (Kal. 1846, S. 4 ff.)

Diese tiefe Wirkung scheint ihm nicht so sehr aus einer subjektiven Reizbarkeit zu kommen, „die Ursachen liegen vielmehr im Meer und seinem Verhältnis zum Menschenwesen überhaupt." Die Seele in ihrer unergründeten Tiefe und ihrem fortwährenden Wogen der Gedanken und Gefühle scheint ihm darin wahrhaft repräsentiert (W. d. S. 220.), „wie es auch die Sprache durch die Wortbildung ausspricht, „als sei die Seele ein kleiner See". (Sp., p. 6.) „Er findet es unsagbar, was ein See in die Seele hineinspricht." [87]) Das unbeschreiblich holde, lichte Blau, das Zarte und Seelenhafte des Triester Meeres stimmt ihn „so süß und sanft und selig". (W. H. 592.) Durch stille Sympathie der Seele mit dem Wasser gleicht sich alles innerlich Unruhige wohltuend aus zu milder Ruhe. „Es muß eine tiefe Verwandtschaft des Menschenwesens mit dem Meere bestehen, im fremden Land wird es dem Gemüte an seinen Ufern so heimisch, wie wenn die Mutter ein tröstendes Schlaflied sänge." (Sp. 113.) Am deutlichsten klingt der melancholische Stimmungsakkord in seiner Seele wieder. Der Anblick eines weiten Sees in unermeßlicher Ebene von ganz eigenem, schwermütigen Aussehen weckt in ihm entsprechende Gefühle, so schwermütig und doch nicht unlieb wie „eine halbverklungene nordische Sage, wie eine ferne alte Zeit." (D.Kr. 465.) Von den einsamen Ufern des dunklen Mummelsees seiner Heimat schwebt sein Sinnen langsam hinein in die schwarzen Schatten des Totenreiches. . . . „Zwischen hohen steilen Bergwänden liegt ein

[87]) Joseph Bernhard, a. a. O., S. 704.

See, der Mummelsee. Rings um ihn stehen graue Felsen und schwarze Tannen in die Höhe und schauen herab in das tiefe, unergründliche Gewässer. Nur wenig Himmel sieht man über sich, und weit und breit keine menschliche Spur, kein Feld, kein Weg, kein Laut, wie wenn du der erste Mensch wärest, der diese Einöde betritt. Nur still, wie ein Geist, schwebt ein weißer Schmetterling über die Höhe, und dem Ufer nahe sitzen schwarze Molche unter dem Wasser, wie in stummem Staunen verloren und erstarrt. Aber kein Fisch regt sich und lebt in diesem dunklen Wasser; nur ein kühles Bächlein drängt sich aus dem See heraus, und sucht zwischen Wald und Fels einen wilden Weg zu den Menschen hinab ins Kapplertal. Manchmal, (nach Jahren noch) sitzt meine Seele dort auf einem Stein, und schaut hinüber in den schwarzen Wald und hinunter in den tiefen See. Und wenn du auch dahier sitzest und alles unendlich still und einsam um dich ist und du schauest über den dunklen, grundlosen See hin zu den uralten Felsen und zu den melancholischen Tannenbäumen um ihn her, da wird es dir sehr wunderbar im Gemüt, wie wenn du nicht mehr auf der Erde wärest; und es kommt dir, als wolltest du aus tiefster Seele heraus bitterlich weinen, ohne Unterlaß, und du weißt nicht warum. (Kal. 1844, S. 116 ff.)

Alles kleinlich Menschliche muß verschwinden angesichts der Erhabenheit eines gewaltigen Ozeans. Namentlich hat der frühe Morgen eine unbeschreibliche, Andacht erweckende Gewalt für den, der einsam auf dem Verdeck über die Wogen hinausschaut. „Wo gäbe es ein Bild oder eine Musik, welche so heilig und veredelnd auf den Menschen wirkt, wie der Anblick und das Anhören des Meeres?" (W. d. S. 219.) „Es ist, wie wenn die Seele die edle, große Natur des Meeres, die göttliche Idee desselben in sich aufnähme." (Sem. 107.) „Man fühlt sich in solchen Augenblicken zu einem reinen Menschen rekonstruiert, es ist ein Friede zwischen den Mächten, die sich um den Menschen reißen, man wird ruhig wie ein Kind." (Sp. 120.)

Dasselbe feine Naturgefühl zeigt Alban Stolz im intimen Erfassen der individuellsten Stimmung der Natur, im Rhythmus der Jahres- und Tageszeiten. Allenthalben überwiegt das Weiche, Zarte, Sensible. Mit Uhland und Eichendorff ist ihm die Einfühlung in das gärende, ahnungsvolle Wehen und Weben am Anfang des Frühlings gut gelungen. Niemals steigt ihm der Naturgeist so wahrnehmbar über die Erde hin und „haucht und blickt die Menschenseele an wie im Frühling, kurz vor seinem Ausbrechen in Knospen, Blüten und Laub." (W. d. S. 519.) „Weich und duftig" umfängt die Frühlingsdämmerung sein Gemüt. Ein inniges Gefühl entlockt ihm der Vorfrühling im Februar; „denn gerade durch teilweises Dasein und teilweise Abwesenheit gewinnt alles Schöne und Liebe erst seinen ätherischen Zauber." (W. d. S. 413.) Der „uralte, gewaltige Hauch" erweckt auch in

ihm die Freude. „O Sonne, o Frühling, wie wonnig umarmt ihr meine Seele, wie weich und hold dringt ihr mir ans Herz, wie wundersüß sind meine Abendspaziergänge." (W.d.S. 40.) Wohlig schwebt seine Seele zwischen Himmel und Erde wie eine Weihe in blauer Luft. So innig erfreut ihn der schöne Frühling Heidelbergs, daß es ihn anwandelte, selbst das junge, knospende Grün des Buschwerks zu küssen (W. H. S. 99) . . . die ganze Welt ans Herz zu drücken. (Kal. S. 44.)

Zuweilen strömt ihm milde Elegie aus dem Gären und Werden der Natur. Wie Stifter kennt auch er eine „Frühlingstrauer", besonders wenn Hörnerklang und Glockenton langsam über der Landschaft verhallt. (Vergl. W.d.S. 178, W.d.S. 413, W.d.S. 17, 22.) In seinen jüngeren Jahren hatte das Nachempfinden der sommerlichen Naturstimmungen, wenn „eine geheimnisvolle Reife, ein Träumen von einer tiefen Vergangenheit über der weiten Gegend brütet, eine besondere Anziehungskraft für ihn. „Phantasie und Gedanken spinnen alsdann mit besonderer Leichtigkeit ihr Geweb". (Sem. 416.) Es ist in diesen anhaltenden Sommersonnentagen ein wundersames Leben. Selbst mitten durch die Sonnenglut zu gehen, hat eine eigentümliche Lust in sich. Es ist mir, wie wenn ich in einem silbernen Feuermeer dahinginge. Die Seele selbst ist in diesen südlichen Tagen, wie wenn sie in einer anderen, verklärenden Welt lebe. Licht, Luft, Himmelsbläue, ätherisches Feuerströmen, alles das umspielt so schmeichelnd Leib und Seele. (W. d. S. 41.) Beim Anblick einer Landschaft im italienischen Sonnenschein war es ihm, „wie wenn ein mächtiger Sturm durch die Seele rauscht, daß sie in überquellenden Gefühlen heftig auftönt wie ein Bergwald im Föhn. (D. Kr. 503.) Das Hineinschauen in den silberweißen Sommerhimmel und in die in Mittagssonne ruhende Welt erweckt in ihm dieselbe lockende Stimmung wie ein süßer, italienischer Gesang. (W.H. 335.) Aber auch aus den heißen Sommermittagsstunden tönt das melancholische Stimmungsmoment wie weicher Harfenakkord. „Stellt man sich an dem Mittag eines hellen Sommertages an einen einsamen Platz im Freien: wie träumerisch, fast totenartig kommt einem alles vor: leise steigt wie die Sehnsucht selbst ein silberner, duftiger Schleier in die Höhe, wie eine stille abgestorbene Seele. Es ist so unendlich tief, melancholisch und ahnungsvoll, daß man in innerster Seele wundersame Klagen singen möchte, wenn man nicht fürchtete, diese Kirchhofsstille der Natur zu stören. (Bd. 10, 388.) Diese Stimmungen finden Parallelen bei Schelling, der über die Mittagsgeister des klassischen Altertums geschrieben hatte und sie in seiner Weise zum Gegenstand naturphilosophischer Deutung machte. Gerade Pan ist ihm „jenes unsichtbar Webende, das der Mensch in der Stille der Wälder, in dem Schweigen der Fluren um sich empfindet.[88]) Vertiefung, nicht Ursache ist diese An-

[88]) Korth, a. a. O., S. 25.

schauung für Alban Stolz, da er sich schon aus frühester Kindheit der eigentümlichen Einwirkung der Mittagsstunden erinnert.[89])

Seiner Neigung zum ahnungsvollen Sinnen kommt der Herbst und Winter besonders entgegen. Nach einem einsamen Oktobergang liegt ein ganz eigentümliches Gefühl über ihm, „so schleierhaft, so erdhaft versenkt und doch so himmelssehnsüchtig, nicht jubelvoll . . . es war ein stilles, ruhiges Schwärmen in dunklen, dämmervollen Gefühlen. . . . Ich nähme es an, wenn ich in alle Ewigkeit in dieser Gemütsverfassung bleiben dürfte. (W. d. S. S. 55.) In so inniger Seelengemeinschaft ist er mit der Landschaft, daß er das herbstliche Ersterben der Natur nicht bloß als etwas Körperliches ansieht, es muß ihm auch ein Geist unterliegen, eben jener, welcher den Menschengeist so wehmütig stimmt. . . . Er glaubt, daß er es fühlen würde, wenn er erblindet, die Spätlandschaft und den Späthimmel nicht mehr sehen könnte. (W. d. S. S. 255.) Wenn die grauen Trauervorhänge der Wolken über der Erde hängen, die Natur und ihre Herrlichkeit sich zurückzieht und lange schläft, geht ihm die Geisterwelt auf. (W. d. S. 42.)

Ihr Leben macht ihm den Winter zu einer „innerlichen, heimlichen Poesie". Ein „erhöhteres, rascheres Innenleben" flammt in ihm auf, ein „wunderbarer Schwung rührt sich in der Seele", ein ganz eigentümliches Phantasieleben, voll Lebenswärme und Unmittelbarkeit. Mehr als gewöhnlich wandeln ihn, wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist, geheimnisvolle Ahnungen an. Er fühlt entschieden an sich bestätigt, was J. Kerners Seherin von Prévorst sagt: „Im Winter werde das Seelenleben ein viel tieferes als im Sommer, wo die entfaltete äußere Natur auch die Seele mehr nach außen ziehe." (D.Kr. S. 369.) Die Winterszenerie vergleicht er mit einem romantischen Gedicht wie Uhland und Justinus Kerner es gedichtet. „Da ist wenig Gegenwart und Sichtbarkeit, sondern ein Sinnen und Fühlen in tiefe Vergangenheit, in weite Ferne, zu hingeschwundenen Menschen, zu unbestimmten anderen Lebensweisen." (L.H. S. 267.) Das heimliche Träumen erweckt vor allem der Winterwald. Es ist ihm, als habe

---

[89]) Mannigfach variiert erscheinen die „Gespenster", mit denen nicht nur der deutsche Volksglaube die Zeit der sommerlichen Hitze bevölkert, „die stillen und geheimnisvollen Stunden, in denen selbst die Kräfte der Natur in sich zurückzusinken und zu schlummern scheinen". Derselbe Zauber findet Ausdruck in der deutschen Literatur in der Kudrun v. 1116 „umbe mitten tach" kommt der wunderbare Vogel zu den waschenden Jungfrauen. (Vergl. Lüning, a. a. O., S. 45.) Fontane „Mittag", Möricke „Schöne Buche", M. Herbert „Mittagsgespenster", H. Lingg „Mittagszauber". Gottfried Keller schildert auch mit feinem Emfinden, „wenn der große Pan der Hellenen ruht". In Storms „Waldwinkel" ruft Richard Franziska zurück aus der heißen Mittagszeit in „Angst vor dem Erntekind" vor einer lauernden Macht. cf. Korth, a. a. O., S. 88.

gerade er mehr Verwandtschaft und Poesie mit und für eine ausreifende Seele als die reich geschmückte Sommernatur mit ihrer Fülle in Pflanzen- und Tierwelt. (L.H. S. 292.) „Durch den Schnee ist der Blick des Menschen mehr als gewöhnlich abgeschnitten, er ist wie auf dem Meer zwischen Himmel und Wasser isoliert. Das wirkt auch geistig." (W.d.S. S. 307, W.H. S. 42, W.H. S. 103.) Wie in dunklem Schauen wird es ihm bewußt, als sei im tiefen Winter, in diesem Schlaf der Natur, diese selbst in einem wunderbaren Träumen begriffen. In Schneelandschaften und dann wieder im kalten, sternvollen Winterhimmel, sieht er gleichsam somnambul ein geistiges Gären, eine verborgene Traumeslust, ein geheimnisvolles Phantasieren der Erdseele, wie wenn sie unter der Winterdecke eingehüllt in Naturseligkeit dichte und von künftigen Idealen träume. Wie im Künstler das Ideal unendlich schöner ist als das am widerspenstigen Stoff vollbrachte Werk, so ist ihm auch alles, was die Natur im Winter sinnt, unendlich schöner noch als ihre Schöpfung im Frühling und Sommer. „Daher fühlt jedes Naturkind, jeder Mensch, der noch eine wunderbare mystische Intelligenz hat . . . . . was die Natur denkt und sinnt mitten in ihrem scheinbaren Winterschlaf. Die Natur steckt die sensiblere Menschenseele an mit ihrem Traum und ihrer Schwärmerei, so daß auch sie inniger und wohliger die Frühlingslust empfindet als später, wenn der Frühling wirklich angebrochen." (W.H. S. 35.) Im edlen Ernst des wachsenden Winters mit seiner „Weltenferne", löst sich ihm mit magischer Kraft das Herz von der Erde los, und weckt stille Sehnsucht nach einem schöneren Land. Er hat es zum ersten Mal in Heidelberg gefühlt: „dieses leise Nahen des Himmels", dieses lebendige Gefühl, daß auf Erden unsere Heimat nicht ist. (W.H. S. 364.) „Es ist, wie wenn im tiefen Winter ein schönerer Frühling als Ahnung in der Seele aufgegangen sei und der Frühling hinter der Himmelshöhe verborgen liege und von der Seele durchgefühlt werde — aber viel aetherischer und idealer als der Erdfrühling. Dieser sei nur ein kümmerlicher Abdruck auf grobe Erde con jenem großen überirdischen. (W.H. S. 354.)

Wie die Pracht des Sommers, scheint ihm auch das frohe Tageslicht den Geist reger und fast ungeteilter an die Erde zu fesseln, während die Dämmerung, wie der Winter, „den Lärm für das Auge fernhält und den Geist zu Ewigkeitsgedanken hebt". (W.H. S. 254.) Dem Freund der Stille, der Einsamkeit und alles Ahnungsvollen mußten auch die leisesten seelischen Stimmungen des Abends und der Nacht lieb sein. Die Aufzeichnungen von abendlichen Spaziergängen kehren oft wieder. Rein und fromm mutet ihn das Abendwerden und der Friede einer stirnenklaren Nacht an. (W.d.S. S. 77.) Aber auch Wehmut und Schwermut quillt aus ihr. „Meine Seele wogte in nächtlicher Düsterheit und sog melancholische Nahrung aus Nacht und Mondenschein. Geht man abends irgendwohin und es saust ein Wind,

oder es tönt eine Glocke von fern, oder es verglüht ein Abendrot: wie wehmütiges Heimweh wandelt es einen dann an. Oder tritt hinaus in eine Mond- oder Sternenacht: wie gewaltig packt es die Seele an und reißt sie fort in unbekannte Höhen. (Bd. 10 S. 399, vergl. L.H. S. 41.) Alban Stolz besaß eine große Sensibilität gegenüber dem Atmosphärischen der Luft, die außer der rein physischen eine tiefergehende psychische Wirkung in ihm hinterließ sowohl als zarterer Hauch, wie als wildbewegter Sturm. Besonders die sonnige Meeresluft ist ihm wie „Lebensessenz, die Leib und Seele miteinander zur Frische und Freudigkeit anfacht, ein Odem, der Leib und Seele wunderbar tröstet". (Span. S. 63.) „Ich weiß nichts Materielles, was durch den Leib so wohltätig und gewaltig auf die Seele selbst zu wirken imstande wäre als eine sonnige Luft, vom Meere gekühlt und von reichem Laubwerk durchduftet." (Span. S. 286.) Sie macht seine Seele „jung, frisch, unschuldig und gutmütig". (Span. S. 286.) „Wie spielende Flämmchen an einem Kohlenfeuer" facht die milde Morgenluft des Frühlings schöne Gedanken und Gefühle in ihm an, und im Rauschen des abendlichen Sommerwindes erwachen Traum und Ahnung. (W.d.S. S. 42.) Das aber ist ihm die „glückseligste Witterung, wenn Südwest weht: da gärt es so wohlig und warm in der Seele, wie wenn ein milder Frühlingstag über die feuchte Erde gekommen wäre". (W.d.S. S. 503.)

Nicht nur für das Weiche, Schwebende der Luft hat er wie Uhland eine Vorliebe, mit J. Kerner berauscht ihn die wilde, entfesselte Natur. „Immer wieder fand er es rätselhaft, was es mit dieser Freude an Sturm und Unwetter auf sich habe, er ahnte dunkel, wie stark das Wilde den unterbewußten Kräften seiner Seelentiefe verwandt war."[90]) Er selbst vergleicht sich einem Sturmvogel, einer Weihe, er liebt es, „von den Wogen der Ereignisse, von Leid und drohendem Schicksal wild und wohlig angestürmt zu werden und über dem Sturm selber dahinzustürmen". (W.d.S. S. 485.)

Freude, die bis zur Lustigkeit sich steigert, entfacht in ihm das mächtige Windesbrausen: „Es wogt und tost so mächtig — so hab ich es gern, da hebt sich meine Seele wie ein Raubvogel und wiegt sich wild in den hohen Lüften." (W.d.S. S. 470.) „Wenn die Wolken Feuer sprühen und der Sturm durch das Eichenlaub fliegt, wenn alle Leute angstvoll beben beim Krachen der gesprengten Wolken, dann wacht meine Seele auf zu hohem, kühnem Flug. Ich habe ein seltsames Temperament, ich bin das ganze Jahr hindurch nie eigentlich lustig, hingegen erwacht fast unerbittlich eine große Freude, wenn ein wilder Sturm braust." (W.d.S. S. 406, Bd. 10 S. 393.)

---

[90]) P. Lippert, a. a. O., S. 92.

Im Kampf der Elemente findet er den Widerhall seiner seelischen Erregungen. Es tut ihm wohl, es ist ihm Kühlung, dem Sturm und Schnee entgegenzulaufen: „Es war mir eine Art wilder Freude, das Wetter an mich toben zu lassen, die innere Aufregung an ihm zu brechen, wie Woge an Woge." (W.d. S. S. 174, vergl. auch W.d.S. S. 17, W.H. S. 573, W.H. S. 631.)

## Anklänge an einen romantischen Pantheismus und Panpsychismus.

Aus diesem starken Erleben der Natur geht hervor, daß Alban Stolz sie nicht nur als Objekt, sondern schon als Subjekt, als eigene geistige Macht wertet. Er fühlt ihr eigenes Wesen, ihr Leben flutet in das seinige. Diese tiefe Naturliebe hat vereinzelt Anklänge an einen poetischen Pantheismus, einen spezifisch romantischen Pantheismus, der Subjekt und Objekt, Geist und Natur nicht bloß in symbolische Beziehungen setzt, sondern in eins wirkt, sie gegenseitig miteinander durchdringend. Schon in seiner weichen Kindesseele regt sich in mystischem Fühlen das Wesen des Pantheismus, wenn er die Idee hegt, daß Gottes Wirken nur auf die Natur beschränkt sei. „Gott war mir eine Naturseele, von welcher der Mensch sich losgezweigt hatte und in seiner Selbständigkeit jetzt manches zustande bringe, was der Naturgott in seiner strengen, gleichmäßigen Regelmäßigkeit nicht erschwinge." (W.H. S. 367.) Auch später empfand er rückblickend, daß seinem Gottesbegriff neben der Immanenz die Transzendenz gefehlt habe. „Die Natur war mir zuweilen nicht im Glauben, aber im Gefühl eine Göttin und eine Mutter zugleich, obschon ich Gott deshalb nicht entsagte, so wollte ich zu sehr Gott in der Natur, statt über der Natur finden und meinte, dieses Berauschtsein von Frühlingsgären und Sommernachtsodem und Herbstelegie sei auch eine Art von Religiosität und Seligkeit. Es war ein heidnisch-pantheistisches Element in dieser träumerischen Erdliebe." (Sem. S. 364.)

In der Naturschönheit ahnt er etwas Hohes, Verehrungswürdiges, Göttliches. Beim ersten Anblick des Ozeans mutete es ihn unmittelbar im Gemüte an, das Wasser selbst anzubeten; (W.d.S. S. 219) auch im Anschauen des Triester Meeres empfindet er, ohne alle Reflerion, eine Ehrfurcht, „wie wenn er plötzlich vor einer offenen Kirche stände, wo gerade Gottesdienst gehalten wird". (D.Kr. S. 591.)

Zuweilen entschlüpft ihm das Wort vom „zauberischen Naturgeist", wenn sein Herz lautlos dem Sonnenstrahl, dem buschigen Wald, der grünenden Flur entgegen jubelt. „Berauscht von Maienluft und Maiensonnenschein ist es ihm, als sei es vielleicht die Naturseele . . . . ein eigener, tiefer in seinem Ich verborgener Geist, was er anbete als seinen Gott." (W.d.S. S. 439.)

Gerade dem stets bewegten, unruhvollen Wasser legt er gern eine Seele bei. „Es kann fast nicht sein, daß darin keine Seele ist, der schönste Leib nach dem Sternenhimmel, viel schöner als ein Menschenleib." (W. H. S. 592.) Er fragt sich, ob nicht das behagliche Wogen und Wallen auch vom See gefühlt werde, ob nicht auch er Empfindungen habe. (Vergl. W.d.S. S. 119, W.d.S. S. 218, Kal. 1846, IV ff.) Das Seelenhafte seiner weiten Fläche erinnert ihn lebendig an das Auge eines schönen Kindes oder Mädchens (W.d.S. S. 592), an den holden Anblick eines lieben, lächelnden Antlitzes. (W.H. S. 571.)

Anklänge an eine Allbeseelung finden sich bei ihm auch in der Illusion, als wenn Geister das Objekt belebten. „Der blasse Mond umglänzte mein Gesicht, die Nacht hauchte mich an. . . . . Aber im Wind, in der Natur, auf dem Berg, da weht ein wunderbarer Geist, die Natur selbst lebt und fühlt . . . . . wenn es Sommer ist, die Sonne ist hinuntergesunken, die Sterne wachen auf, dann schaue ich oft in seltsamem Wunsche zu den Bäumen und Büschen, die so hoch droben auf dem Berge stehen und meine, dort müßte es anders sein als hier unten . . . . . dort sähe ich die Geister der Luft und der Bäume und Höhen in ihrem Treiben und Spiel vorbeifliegen." (W.d.S.) Wie der Atem eines hohen, sanften Geistes haucht ihm ein mildes Wesen Blatt und Laub und Berge an. (D.Kr. S. 531.)

Er versenkt sich in die Tiefen der Naturschönheit fast bis zum Verlieren des Ichs an das Objekt. Bei Betrachtung des Duplisees im tiefen Schoß der schwarzen Felsenwände vergißt er schier, daß er noch ein lebendiger Mensch ist, er wähnt sich „abgeschieden von der Welt, eine Seele im Scheol, ohne Leid und ohne Freude, ohne Erinnerung und ohne weiteres Hoffen". (W.H. S. 559.) Dieselbe Wirkung bedingt der Eindruck eines schönen, sonnigen Morgens auf dem Ozean, rings nichts als Wasser und Himmel. Er fühlt sich in einen Zustand versetzt, „wie wenn er als Geist aus einer stillen Ewigkeit auf das Menschenleben herabsähe". (Sem. S. 90.) Das tiefe Erfassen der „Idee eines trüben Wintertages" auf dem Friedhof in der Wiehre bewirkt in ihm ein halb bewußtloses Klagen ohne Worte und ohne Gedanken um die große, weite, allumfassende Erstorbenheit, wie der langgezogene Ton einer Totenmusik. „Ich dachte nicht an mich, ich hoffte nicht, ich erinnerte mich nicht in diesem Augenblick, ich versenkte meine Seele in den allgemeinen Tod, und über der leid- und freudlosen Gemütsverfassung flimmerte der falbe Glast des Bewußtseins." (W.H. S. 40.) Auf einsamen Waldbergen im Dunkel der Nacht hätte er wandeln mögen „wie ein Gespenst, einsam und in sich verloren". (W.d.S.)

Als Hauch derselben Gottheit sind alle Dinge miteinander verwandt. Seine tiefe Liebe zur Natur bekundet ein Erinnern an die Rastatter Studienzeit, wo er einsam in der Natur, als starkes

Windesbrausen die Fichten und Tannen durchwehte, laut hinaus jubelte und dichtete in einem Gefühl, dem als ständige Folie der Gedanke unterlag, als wären die Tannen seine Freunde und Brüder und der Wind ein Bote, der ihn fort in ein unbekanntes Land oder in den Tod rief, und als wäre das Brausen das Klagen der Bäume über seine Trennung und so klagte auch er. . . . . „Leiser Schmerz, wehmütig wie in einer Elegie, Erhabenheit mit der Natur verwandt zu sein, bildeten mein Gefühl." [91]) „Herrliches Leben, wunderliches Streben, alles umfassen und lieben möchte ich, wie es wieder singt und melodisch tönt in meiner Brust nur dem inneren Ohr vernehmbar," ruft er im Erleben der Natur aus. In seligem Schwärmen empfand er den Wunsch, selbst ein Teil der Natur, mit ihr eins zu werden. Er möchte mit dem Wasserfall zerstäuben, mit den Wogen des Flusses zerfluten, in den Lüften mit den Wolken zerrinnen, das Verlangen nach einem Sichverwandeln in Baum und Blume und Vogel ist in ihm lebendig. „Wie wallt so schmerzlich die Seele auseinander und möchte zentrifugal verschweben, wenn ein schöner Sonnentag über fernen Bergen wohnt . . . . . nach allen Bergen, wohin der Blick reicht, und noch viel weiter, gleichsam Luft zu werden und überall hin und durch zu wehen." (W.d.S. 290, W.d.S. 351.) „Ich höre des Vogels Gesang, ich höre des Brünnleins Rauschen, und ich möchte lieber ein Vogel, lieber ein Brünnlein sein.[92]) Ach, es ist so süß, wie ein Vogel, wie eine Wolke zwischen Himmel und Erde auf und ab zu schweben." (W.d.S. S. 438.) „Hier ist das Meer, die Erde in ihrer Unschuld, die sanguinische Erde, wie möchte ich in dir verschwimmen und vergehen!" (W.H. S. 592.)

Der Glaube an eine tiefe Beseelung der Natur zeigt sich in seiner Theorie über eine in der Natur wirkende organische Kraft. Er spricht von „unerschöpflichen, unendlich schönen und vollkommenen Lebensprinzipien" in der Flucht der Erscheinungen, die den Pflanzen und Tieren ihre Gestalt geben. „Diese lebendigen Ideale, die sich in die Sichtbarkeit hinauszuschaffen suchen, sind es, die im Winter unter der Erde geheimnisvoll phantasieren, dichten und träumen." (W.H. S. 35.)

In einem Gespräch über die Unsterblichkeit unvernünftiger Naturwesen stellt Alban Stolz in Bezug auf die Pflanzenwelt die Behauptung auf: „Der Baum zeugt und wirft seine Blätter wieder ab jedes Jahr, er selbst bleibt aber als das Zeugende ständig hundert und auch tausend Jahre, dann stirbt auch er, und manche Pflanze mit Blättern und Stengel und Wurzel schon in einem Jahr. Was ist nun das Bleibende, was Bäume und Pflanzen von Beginn der Welt bis jetzt in ihrer Art erhält? Das Formgebende muß substanziös sein, und diese formgebende Substanz ist die unsterbliche oder doch erdalte Seele der Pflanzengattung, welche aller-

[91]) Julius Mayer, a. a. O., S. 55. [92]) Ebenda, S. 67.

dings erstickt und getötet werden könnte, wenn nämlich die Außenwelt keinen Stoff und keine Bedingung des Klimas zur Zeugung darbieten würde." (W.d.S. S. 336.) Dieser Gedanke zeigt eine überraschende Ähnlichkeit zu Plotins Ideen. Hier wie dort dient der Baum als Bild, den Gedanken zu veranschaulichen. Plotin entwickelt: Denke dir das Leben eines großen Baumes, durch alle Teile desselben hindurchdringend, während das Prinzip bleibt . . . . . es verleiht sonach dem Baum das ganze, das viele Leben, selber bleibet es jedoch, weil es nicht ist ein Vieles, sondern des Vielen (Lebens) Prinzip, gehen doch jegliche Dinge aus ihm hervor, während es selbst inwendig verbleibet wie aus einer in sich selbst stehenden Wurzel. Ein Teil verbleibt immerfort, ein anderer dagegen wird immerfort (Frucht und Blätter).[93])

Dieselbe Idee in Bezug auf die Tierwelt drängt sich Alban Stolz auf bei einem Blick durch das Sonnenmikroskop. „Wenn man annehmen will, daß das Naturleben als allgemeines Prinzip alle diese Tiere belebt und somit bei ihrem Sterben zwar das individuelle Leben des Tieres aufhört, aber das Belebende als Teil des allgemeinen Naturlebens fortbesteht, so wäre das einzelne Tier nur ein einzelnes Organ der Erdseele, die allerdings doch ist und bleibt, wenn auch das oder jenes Organ gestorben oder gelähmt ist." (D.Kr. S. 426.)

Manche seiner Gedanken erinnern an die Schellingsche Lehre von einer Entwicklung des Geistes in der Natur, von der anorganischen zur höchstorganischen.[94]) Indirekt daran anknüpfend ist Alban Stolz' Reflexion: „Hätte die Pflanze Sinn und Sprache, sie würde als Knospe gleichsam träumend davon reden, was aus ihr werde und welche Früchte sie bringe, weil sie es in sich selbst vorfühlt und das innere Keimen und Vorliegen entsprechendes Gedanken- und Phantasiespiel weckt." (W.d.S. S. 383.)

Vielleicht ist es mehr als ein Bild, wenn er die Menschen gerade auf der Tiefstufe des Bewußtseins, im Kindesalter gern mit der Pflanze vergleicht. (W.d.S. S. 283, W.H. S. 225, W. H. S. 349, Span. S. 314, El. S. 88, Kal. 1879 S. 72 . . . .) Unter den Romantikern diente besonders Runge wahrscheinlich auch diese naturphilosophische Voraussetzung — des dämmernden Pflanzenlebens, des pflanzenhaft traumhaften Geistesleben seiner Kunst, die mit Vorliebe Kinder und Blumen zusammenbringt, Kinder aus Blumen erwachsen läßt.[95])

Bei dieser philosophischen Voraussetzung ist es zu verstehen, daß Alban Stolz ein Mensch im Schlaf, im Traum, psychisch in den Zustand der Pflanze zurücktritt. (W.d.S. 357.)

---

[93]) Enn IV libr. 3 cap. 7 p. 502 Oxon. 1838 ed. G. F. Kreuzer.

[94]) Maurice Maeterlinck „Intelligenz der Blumen" (der die Welt der Blüten in die Sphäre des Geistes und Gemütes hebt). Franz Strunz, Beiträge und Skizzen zur Geschichte der Naturwissenschaft. Hamburg 1909, S. 189.

[95]) O. Walzel, Euphorion, a. a. O., S. 808.

Die Intelligenz verdeutlicht sich in der Tierwelt. Es scheint ihm besonders in den Vögeln etwas „Somnambules-Divinatorisches" zu liegen. Es ist, „wie wenn sie Zaubervögel wären, welche durch ihren Gesang das Gesäm aus der Erde in die Höhe zum Licht emporlocken müßten, es ist ihm, wie wenn es der Naturgeist wäre, der in den Lerchen zur Ahnung seiner Herrlichkeit gelangt wäre und die Werke der Natur besänge". (W.d.S. 16.)

Vor dem rassig Wilden eines Tieres empfindet er Andacht wie vor einem Genie oder Halbgöttlichen.[96])

Er hält es mit dem Pantheismus für glaubhaft, „daß es einen Weltgeist gibt, der im Menschen zum Bewußtsein kommt, oder sich im Bewußtsein des Menschen spiegelt, besonders aber im Genie sich zu erkennen gibt, in der Art, daß die genialen Einfälle Gedanken des Weltgeistes sind, der geniale Kopf aber ein entsprechendes Medium, woran sich diese Gedanken brechen und dadurch sichtbar werden". (W.d.S. S. 80.) „Es ist dasselbe Prinzip, welches mit höchster Weisheit die Pflanzen und Tiere organisiert hat und dieselben fortwebt, welches den menschlichen Leib bildet und bewacht, das sich zuweilen in die Seele hineindrängt und hier wirkt. . . . ." (W.H. S. 220 f., D.Kr. S. 399.) Alban Stolz verleugnet indess bei seiner pantheistisch gefärbten schwärmerischen Liebe zur Natur nie den Schöpfer, und in diesem Punkte erinnert er stark an Jean Paul. Der „Weltgeist", die „Erdseele", der „Naturgeist" ist ihm nicht Gott, „sondern von Gott erschaffen und koordiniert, oder dasselbe mit der schaffenden Kraft in der Natur". (W.d.S. S. 80.) In der menschlichen Seele wirkt er „unter den Augen des menschlichen Bewußtseins". (W.H. S. 220 ff.) Die unendlich vollkommenen „Lebensprinzipien" sind ihm zu gleicher Zeit Buchstaben und Bilder, worin Gott seine Gedanken in die Natur schreibt. (W.H. S. 35.) So innig der Wunsch nach einer Identifizierung mit der Natur ist, verraten andere Wendungen fast zu gleicher Zeit das Betonen des menschlichen Geistes. Er verträumt sich in die edle, große Natur, doch so, als wäre er ein „selbstbewußter Tautropfen davon". (D.Kr. S. 376.) Es drängt ihn, auf dem Rigi niederzusinken . . . . . dort Stein zu werden, aber von der Menschheit möchte er die Augen und die Gedanken behalten. (D.Kr. S. 531.)

Die leisen, pantheistischen Anklänge resultieren bei ihm nicht so sehr aus philosophischem Erkennen, sie beruhen vielmehr zum größten Teil auf seiner lebendigen Phantasietätigkeit. Alban Stolz spricht oft von der ihr eigenen Stärke. Es webt eben „die Einbildungskraft ein Bild von geist-sinnlicher Art. Wie sie den Gegensatz von Geist und Leib in einem höheren Ich versöhnt, so dichtet und schmelzt sie dieses ihr Ich und die äußere Welt zu einer ungeteilten Masse ineinander . . . . . bringt die Teile in ei-

[96]) Alban Stolz an Julie Meinecke, Briefwechsel, S. 206.

illusorisches Verhältnis lebendiger Gemeinschaft . . . . in diesem Sinne sagt auch Jean Paul: Phantasie ist die Weltseele der Seele".[97])

Aus dieser Kraft und der Tiefe seines Gefühls quillt auch das oben gekennzeichnete Einströmen der Natur in seine Seele. Gerade das Überwiegen des Melancholischen, das ihn scheinbar aus der Natur anhaucht, verrät den subjektiven Zug.

Aber in dieser innigen Synthese von subjektiven und objektiven Momenten liegt gerade die Höhe künstlerischer Fähigkeit. „Die im Naturgefühl wirksame Illusion ist dann vollkommen, wenn der Dichter die Beseeltheit, deren Ursprung er selbst ist, in jener bedeutsamen Übertragung als ein der Natur Eigentümliches zu ergreifen glaubt." [98])

Sie wird auch wirksam in dem Erleben des romantischen Fern- und Heimwehs.

### Romantische Sehnsucht.

Bald fröhlich, bald klagend, nie verstummt ist bei Alban Stolz „das dominierende Gefühl, welches die Landschaft mit ihren großen Weiten wachruft: die Sehnsucht".[99]) Das seit den Romantikern und schon vorher bei Richardson, Rousseau und Goethe so mächtige „Prinzip der idealen Ferne" ist das stets variierte Thema seiner Sehnsucht. Dieses Sehnen des Herzens ist der Grundton des romantischen Charakters, sein Merkmal, sein Hauptvermögen, seine Schönheit, sein Fluch. „Goethe hatte in Wilhelm Meister den Ton angegeben und fast alle romantischen Helden: Tiecks Sternbald, Novalis' Heinrich von Ofterdingen, Hölderlins Hyperion, Eichendorffs Taugenichts sind beständige Wanderer. Für die Charakteristik dieser Sehnsuchtsstimmungen haben die Romantiker feinste Worte gefunden, allen voran Novalis." [100]) Bei Alban Stolz sind es zuweilen die Wolken, die mit ihren zerfließenden Umrissen, ihrer wandernden Eile die romantische Poesie der Ferne und Unendlichkeit bewirken. „Wieder wacht an den ziehenden Wolken die tiefe Sehnsucht auf, fort, weit fort zu ziehen nach fremden Ländern.[101]) (W.d.S. S. 321.) Besonders wenn das Licht durch einen Riß durchbricht, da schließen ihm die Wolken nicht die Ferne zu, sondern erschließen sie.[102]) Kennst du jene Wolken, jene blaue Luft? Ach schnell kommt mir ein schmerzliches Sehnen, da ich im Westen ein sanftes, bleiches Blau zwischen Wolken sehe. . . . . O Rhein, o schönes, fernes Land, könnt ich Leib und Seele von mir streifen wie die Hülle einer

---

[97]) R. Vischer, a. a. O., S. 144 f. [98]) O. Janssen, a. a. O., S. 69.
[99]) Marcus, a. a. O., S. 231. [100]) O. Walzel, a. a. O., S. 59.
[101]) Es ist gewiß etwas sehr Geheimnisvolles in den Wolken — heißt es im „Osterdingen", sie ziehen und wollen uns auf und davon nehmen. . . .
[102]) Vergl. Ratzel, a. a. O., S. 93.

Puppe und als reine Geister zu euch und über euch dahin schweben." (L.H. S. 108.)

Ungemein beeinflußt die milde Luft sein Sehnen. Im milden Wind liegt etwas „ganz wunderbar Anklingendes zur schwärmerischen, dunkelträumerischen Sehnsucht. Es wird einem ums Herz so seltsam weh, und schmerzlich sehnt sich die Seele und weiß nicht wohin. Es ist ein unbeschreibliches Ahnen, wie es in den Tönen der Aeolsharfe liegt". (L.H. S. 89.) „Wenn ein laukühler Wind am frischen Buschwerk und Wald gleichsam Harfe spielt . . . . . dann geht auch in der Seele sommerlicher Luftzug nach unbekannten Fernen. Die mir von Kindheit her so überaus liebe Witterung, der warme Westwind, weht über die schneebedeckten Berge und Fluren hin und singt sein Lied auf den Orgelpfeifen der Pappelallee an der Dreisam und taut mir die Seele auf; er weckt und hebt die Phantasie zum Flug nach ferner Zeit und fernem Land südwärts, wo diese mildere Luft herströmt." (Sem. S. 259.)

Wie Freiliggrath brauchte er weite Horizonte, die der Sehnsucht, der Phantasie, dem Schweifen des Geistes keine Schranken anlegen. „Flache Gegenden, die einförmig und melancholisch nach Westen sich ziehen", erregten viel tiefer seine Seele zu Schwärmerei und unbestimmter Sehnsucht als schöne Gebirgsgegenden. Diese brachten ihm mehr einen aktiven, vorwärtsstrebenden Seelenzustand, jene mehr einen passiven in Vergangenheit, Zukunft und weiter Ferne verschwebenden. (L.H. S. 65.) Daher zog ihn wie die Romantiker die Unermeßlichkeit des Meeres an. „O weite See, o weites Sehnen." (W.d.S. S. 335.) „See und Meer ist Sehnsuchtswasser." (D.Kr. S. 50.)

Stark und fordernd ist dieses Fernweh. „Wieder erwacht der dämmerhafte Wunsch, viel gegenwärtig zu sein, am Fuß des Rigi, in Woldau zu wohnen und auf dem Meer um schöne Inseln zu schiffen . . . . . und in Italien zu wohnen und im Nebel auf schroffen Felsen, in Norwegen und auf der Insel Rügen zu hausen." (W.d.S. S. 21.) Es ist dieselbe Sehnsucht, mit der Tieck in manchen Stunden von hier reisen . . . . . steile Felsen erklettern, und in tiefe Abgründe herunterkriechen, Indiens seltsame Gesträuche besehen, Stürme auf dem Meere erleben und die ägyptischen Pyramiden besuchen möchte.[103]) Das Ziel der Sehnsucht war insbesondere der Süden: Italien und Spanien, aber auch der Orient, „nach welchen Richtungen von alters her der Kompaß des deutschen Gemütes wies".[104]) Dieser Süden war den Romantikern heilig: „Der Glanz der Poesie, die sich hier zu einer wahrhaft romantischen entwickelt hatte, umstrahlte ihn ebenso wie das Licht des Glaubens, der tiefsten Religiösität und Frömmigkeit." [105]) „Ins späte, nächtlich versinkende Abendrot schaut mein trübes Aug

[103]) Ricarda Huch, Die deutsche Romantik, I., S. 121 f.
[104]) Ricarda Huch, Die deutsche Romantik, V., S. 32.
[105]) Schultze, a. a. O., S. 150.

und Italien seufzt es aus meiner Brust. Ach Italien! Könnte ich nicht gesunden an deinem warmen, süßen Herzen? Italien, du mein Vaterland, wo ich nicht geboren, das ich nie gesehen, nach dir zehrt ein langes, tiefes Heimweh mir im Herzen. — Ich sehne mich nach deinen Bildern, deiner blauen Luft, deinen milden Tälern." (L.H. S. 141.)

Die Sehnsucht, der Rausch am Neuen erweckte in ihm die Begeisterung für Spanien, die durch rege Lektüre stets verstärkt wurde. Wie oft spricht er von dem „unbegreiflichen Heimweh nach Spanien, jenem Land, das er vor allem liebt, wie man nur ein Vaterland lieben kann. Es gelüstet ihn, die eigene Heimat und seine bequeme günstige Stellung aufzugeben, mühsam die spanische Sprache zu lernen und in Spanien zu leben". (W.d.S. S. 417, 166, 335, 475, 481, D.Kr. S. 477.)

Wie bei den anderen Romantikern wurden auch bei ihm Italien und Spanien durch den Orient verdunkelt. „Im Orient müssen wir das höchst Romantische suchen, und wenn wir erst aus dieser Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Glut, der uns jetzt in der spanischen Poesie so reizend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen."[106]) Die Romantiker liebten es, gerade dort „den Geheimnissen der Religion und uralter Weisheit der Mythologien, dem Rausch und der Pracht seiner zauberhaften Natur nachzuspüren".[107]) Die Richtung zum Orient verfolgten auch Görres und Kreuzer. „Kennst du das Land, wo die jugendliche Menschheit ihre frohen Kinderjahre lebte . . .? Nach dem Morgenland, an den Ufern des Ganges und Indus, da fühlt unser Gemüt von einem geheimen Zauber sich hingezogen" (Görres). „Wir vom Orient so sehr isolierten Deutschen müssen auf diese Weise orientalisiert werden." (Kr.) cf. R. Huch, a. a. O., II., S. 32.

Alban Stolz „fühlt es fortwährend ganz deutlich", daß ihm die nordischen Länder nicht fern und fremd und südlich genug sind, selbst Italien genügt ihm nicht mehr, seine Seele fühlt sich hungrig, bis sie . . . . an den Libanon und aufs Himalayagebirge kommt. (W.d.S. S. 386.) „Flammst du wieder auf, du alte Glut? Daß du nicht sterben kannst, wurde ich schon lange inne; daß du aber immer wieder wie ein Vulkan nach langem Ruhen wild aufloderst, das hatte ich vergessen. . . . . O Süden, o Orient, warum grämt sich meine Seele in fieberhaftem Heimweh von Jugend auf dorthin? Ich möchte in wilde Tränen ausbrechen, aus ungestillter heftigster Sehnsucht fort, fort in heiße, heiße Länder zu glühenden Menschen. Weh mir, ich verkümmere in diesem Vaterland, wie ein Palmbaum im Norden in den Fichtenwald gepflanzt. Könnte ich durchbrechen die Gegenwart, den Raum und

---

[106]) Friedrich Schlegel, Gespräch über die Poesie 2, 362.
[107]) S. Schultze, a. a. O., S. 151.

die Verhältnisse, wie ein Zugvogel im losgelassenen Drang nach Süden, weit und tief nach Süden fliegen." (W.d.S. S. 506 f.)

In diesen sehnsuchtsvollen Phantasien träumt er sich fast stets allein in fremder Gegend. Dann erst „blüht ihm das feinste und lieblichste Aroma", dann erst „ahnt er die innerste Schicht, das tiefste Wesen seiner Seele". Selbst das lautlose Sinnen des anderen Menschen scheint ihm störend und verwirrend in das Gewebe seiner Gedanken einzugreifen.

Immer ersehnt er Landschaften, von denen Stifter sagt: „Es liege ein Anstand, ich möchte sagen ein Ausdruck von Tugend in dem von Menschenhänden noch nicht berührten Antlitze der Natur, dem sich die Seele beugen muß als etwas Keuschem und Göttlichem." [108]) Eine vom „Reisepöbel", „Kulturgesindel" viel besuchte Gegend erhält für ihn „einen feinen Staub und Schmutz, der selbst der Natur ihre frische, jungfräuliche Schönheit zu nehmen scheint". (Span. S. 5.)

Neben dieser Sehnsucht nach der weiten Ferne lebt ein ebenso lebendiges Heimweh nach der Vergangenheit, der Heimat, den Stätten der Kindheit, wo der Naturschauplatz mit der phantasievollen, wehmutsvollen Gedankenwelt eng vereint erscheint.

Alban Stolz hat zeitlebens den merkwürdigen Zwiespalt zwischen Wandertrieb und Heimatliebe, der für die Geschichte und in den Schriften der Deutschen charakteristisch ist, stark empfunden. Zu gleicher Zeit möchte er König von Spanien sein und einsam in einem deutschen Waldgebirge beschaulich leben. (W.d.S. S. 446.) Vor allem war der Schwarzwald wie ein „Magnet für seine Sehnsucht".

Der „Gemütsdurst" seiner Seele nach den Idyllen der Heimat, der Jugend, erwachte umso stärker, je mehr der Gegensatz zwischen einem ruhelosen Jetzt und einem freudvoll seligen Einst sich ihm aufdrängt.

Die eigentümliche Stimmung des Rückblicks gibt vielen seiner Naturmotive einen Hauch des Irrealen, wie wir es auch bei Hölty finden. Die Natur verliert die herben, strengen Züge; denn die rückblickende Phantasie sieht nur Lichtes, Zartes, Inniges. „Wie ein holdes Lied, wie eine süße Klage tönt es ihm durch die Brust, wie wenn Frühlingsduft aus italienischer Nacht ihn anwehte." (W.d.S. 34.)

Schmeichelnde Frühlingssonne, die weiche Luft des Südwestwindes, tiefe Wolken, der Nebel des Frühherbstes, vor allem aber der Anblick der schneebedeckten Erde bedingen ein „Gerinnen von Gegenwart und altem Andenken"; (W.d.S. 523) ein „wonniglicheS Schwanken zwischen Zurückdenken an geliebte, heimatliche Landschaften, an grüne, blühende Vergangenheit, zuweilen um-

---

[108]) Klatt, a. a. O., S. 53.

geben von schwermütiger Sehnsucht, wie mit Nebelflor oder Abenddämmerung". (W.d.S. 274.)

Freundlich steigt ihm aus tiefer Vergangenheit sein Leben und Wohnen im Murgtal in der Seele auf. „Könnte ich gehen auf jenen Bergeshöhen, in jene dunklen Wälder mich versenken, hörte ich dort das Rauschen, wie die Murg mit ihren Wellen das Felsgestein umarmt und nach lautem Gruß und Kuß forteilt nach Westen und ins Meer! Sähe ich wieder jene grauen, schwermütigen Schlösser und ginge zwischen ihrem gebrochenen Gemäuer und sähe hinab in jene süßen Täler, wie still der Wanderer zieht, und weit hinaus zum silbernen Streif des Rheins und stiege der Blick auch jenseits hinauf an den blauen duftigen Vogesen!" (W.d.S. 275.) Er sehnt sich nach Wald und Flur von Rastatt, zu jenen Sommertagen und Herbstdämmerungen, „wo seine junge Seele in wunderbarer Poesie gärte und knospete". (W.d.S. 504, W.d.S. 85, Sem. 10.) Er denkt zurück an Neusatz, „an seine Granitberge und dunklen Wälder", an die romantische Gegend von Baden „mit dem schmerzlich-süßen Klagen der Aeolsharfen auf der hohen Burg". (W.d.S. 34.) Es regt sich oft „eine unbegreiflich heftige Sehnsucht, ein glühendes Heimweh, die angezauberte Liebe, welche von Jugend auf magnetisch seine Seele nach Gernsbach zieht". (W.d.S. 504.)

Süß und innig liebt er vor allem Rothenfels und Gaggenau, die Orte seiner „priesterlichen Kindheit und ersten Seeelsorgerliebe". (Sem. 10; vergleiche auch L.H. 206 f., W.d.S. 101, 108, 307, 83, W.H. 305,D.Kr. 369.)

Dieses Heimweh, dieses Fernweh war bei Stolz tiefer verankert. Er empfand mit den Romantikern eine schmerzliche Sehnsucht nach fernem Ideal, nach der einstigen Heimat der Unschuld und Natürlichkeit.[109]) „Ach, das ist nicht das schmerzlichste Heimweh, sich hinsehnen nach einem weiten Heimatort — schmerzlicher ist die Sehnsucht nach vergangenen, jüngeren Zeiten; denn sie sind ins Reich der Unmöglichkeit hinabgesunken. Und gesteh' es nur ein, was mit eigentümlich schmerzhafter Wehmut in mir brütet, ist die Sehnsucht nach jugendlicheren Jahren und nach der idealen Liebe, die so zart und schön wie Blütenduft und Sternenglanz mir sich nahte." (W.d.S. 23, W.H. 97, W.H. 248.) Auch Jean Pauls Menschen sehnen sich nach dem „Kindheitsdörfchen", den Ländern und Zeiten der Jugend und ihres harmonischen, schuldlosen Glückes. Gervinus spricht von einem hartnäckigen Beharren in der Sphäre des Jugendlebens, von einer Juvenilität in Jean Pauls Wirken und Wesen. Nebst den Romantikern mag sein Einfluß wie auch die Lektüre der Schriften Bogumil Goltz', des Verehrers kindlicher Frömmigkeit, selbst erfüllt von melancholischer Sehnsucht nach der verlorenen Jugend

[109]) Nerrlich, P., Jean Paul, sein Leben und seine Werke, S. 62.

„das kindlich jugendliche Wesen", das Alban Stolz nach seinen eigenen Worten als ständiger Charakter innewohnt, verstärkt haben. (W.d.S. 107, W.H. 119, W.H. 248, W.H. 97.)

Wie bei den Romantikern, wurde auch bei ihm die rein räumliche Sehnsucht nach der Ferne zu einem Symbol für das Heimweh nach dem Ewigen. Irrend und suchend bog das Unendlichkeitsmoment seiner Sehnsucht in die Endlichkeit ein. Er fühlt es zutiefst, daß auch in der fremden Landschaft seiner Sehnsucht die tiefste Erfüllung mangelt; ist es doch „verschlossen und in der Knospe ein Heimweh von den Beschränkungsbanden des endlichen Seins". (W.d.S. 351.) „Ein niederer Sprosse, ein krüppelhafter Instinkt von einem höheren Heimweh, von Heimweh nach einer anderen Welt." (W.d.S. 356, L.H. 291, 296.)

Dritter Teil.

# Die religiös metaphysische Betrachtung der Natur.

## Die metaphysisch verklärte Naturauffassung.

### Vorbemerkungen.

Alban Stolz wurzelt nicht in einer ausschließlich ästhetischen Schicht. Er gehört zu jenen „Poetennaturen, für deren Bewußtsein beständig sich gleichsam ein metaphysischer Einschlag in das Gewebe des äußeren Erlebens zu zeigen pflegt, denen sich die Mannigfaltigkeit des empirischen Daseins zu jenseitigen Bedeutungswerten von selber kristallisiert; in großem Gegensatz zu jenem Typus, für den gerade das Fehlen eines solchen Hintergrundes, das völlige Aufgehen in die bunte Vielfältigkeit der Erscheinungswelt charakteristisch ist." [110])

Die religiös geweihte Poesie ist Alban Stolz der Höhepunkt aller Dichtung. „Die weltliche Poesie schöpft das Schöne aus irdischen Erscheinungen, sucht die Phantasie zu erhöhen und zu idealisieren, die religiöse Poesie strebt, in die Schönheit der Geisterwelt zu schauen und das Geschaute wieder hinauszutragen und es der Welt zu offenbaren." (Bd. 10, S. 414.) Daher nannten die Alten mit Recht den Dichter einen Seher . . ., daher waren die Propheten zugleich auch Dichter und daher scheinen ihm auch das Kind, der Heilige, für die Poesie viel feiner disponiert zu sein. (W.H. 36.)

So sah auch Novalis den Sinn der Poesie in enger Verwandtschaft mit dem religiösen, dem Sehersinn. Auch Deutinger weist

---

[110]) Ernst Bertram, a. a. O., S. 7.

auf die Zusammenhänge hin, die zwischen dem dichterischen und prophetischen Sein bestehen.

Für Alban Stolz ist die Poesie „das Hervorbrechen und Offenbarwerden des unerschöpflichen, verborgenen Lebens der Ewigkeit in den Formen und Bildern des sichtbaren, gegenwärtigen Lebens. Darum ist ihm Gott selbst der größte Poet und seine ganze sichtbare Schöpfung ist ein großes Gedicht oder Kunstwerk. Gott bildet nämlich seine Ideen symbolisch oder dramatisch in der sinnlichen Natur ab. Er hat nichts Sichtbares schlechtweg erschaffen, sondern stets als Abbild einer geistigen Wahrheit oder moralischen Szene." (W.d.S. 361.)

Im wahren Dichter muß ihm Gottes Geist thronen. Echte Kunst muß in Nachahmung der Poesie Gottes symbolisch sein, sie besteht darin, „daß der Dichter etwas Geistiges in sinnlichen Bildern bezeichnet, oder in sinnlichen Erscheinungen die geistige Bedeutung nachweist." (W.H. 78.)

Alban Stolz' reiches Talent, „Irdisches und Geistiges ineinander zu weben" (W.d.S. 419) und die Beziehungen zwischen beiden zu finden, förderte nicht zuletzt seine innige Beziehung zur Liturgie [111]) mit der ihr eigenen Transparenz für das Metaphysische; denn „Inneres im Äußeren, Ewiges im Zeitlichen darzustellen, ist ihr Gedanke".

Er war eine ausgeprägt religiöse Natur. Feinen, durch seinen Beruf ans Unsichtbare gewöhnten Geistes, sucht er überall hinauszukommen über die Schranken der Sinne. Je länger, je mehr wurde der Gotteswert das Zentrum seines inneren Lebens. Mit poetischem Zauber leuchtet das Charisma seiner tiefinnerlichen Natur aus seinen Werken; mit lauterer gegenständlicher Klarheit und tiefer mystischer Glut. Es ließe sich, wie J. Hofmiller sagt, aus seinen Werken eine ganz merkwürdige mystische Anthologie voll zarter, tiefer Gedanken herstellen.[112]) Er ist in dieser Hinsicht ein durchaus merkwürdiger Repräsentant in der deutschen Literatur der Neuzeit, das fast Visionäre seiner Zwiesprache, seines Lebens mit Gott gemahnt an die Mystiker der Vorzeit: Seuse, Tauler, Thomas von Kempen, insbesondere an Berthold von Regensburg, als dessen moderner Geistesverwandter er zutreffend bezeichnet worden ist.

Die religiös mystische Begabung reichte gleichsam in eine metaphysische Wurzel seines Seins, und fand Nahrung durch eine reiche Lektüre der mittelalterlichen Mystiker, wie auch durch Augustins De civitate Dei und die Schriften Görres'. Sie finden sich oft erwähnt in seinen Tagebüchern. Intensiv befaßte er sich mit der 1849 erschienenen Ausgabe der Predigten Bertholds von

---

[111]) Vergl. L. Bopp, a. a. O., Zwei Dinge haben ihm die besondere Richtung auf Gott stets ermöglicht, die Natur und die Liturgie. S. 36, 46.
[112]) Hofmiller, J., a. a. O., S. 169.

Regensburg. Für die 1851 erschienene zweite Auflage schrieb er ein von Hochschätzung für ihn zeugendes Vorwort.[113])

Das Mysterium Gottes sieht er mehr oder weniger über das ganze Universum ausgegossen. Seine tief religiöse Seele schaut durch die flüchtigen Schleier der Natur. Lebhaft läßt sie das Erkennen und Erleben des Göttlichen in ihm anklingen. Sie erhält dadurch eine Weihe, sie erscheint ihm vergeistigt, ja verklärt. „Dem Auge des Künstlers, der das Pneuma hat, öffnen sich, vom Sturm getrieben, die Wolken, ihm bricht die göttliche Sonne durch, er sieht in ihrem Glanze, ein Prophet, die Landschaft verklärt... der dunkle Weltvordergrund teilt sich, es leuchtet der göttliche Welturgrund auf." [114])

Der ganze Kosmos erhält für Alban Stolz diesen idealen Wert einmal durch das Erhabene seines Ursprungs und Zieles; vor allem aber dadurch, daß ihm die irdischen Elemente zum Symbol höherer Dinge werden. „Gerade durch die Allegorie geht der Wille nach Bedeutenderem.... Allegorisierungssucht ist in Zeiten wirklicher Kultur das Bestreben, die Bedeutung der Dinge zu erhöhen, eine Welt aufzubauen, die überall die Möglichkeit von noch Größerem freiläßt." [115]) Für Alban Stolz ist die Natur eine Offenbarung der Vollkommenheit Gottes, wie auch ein Konterfei des Moralischen der Menschenseele. Er adelt ferner die Natur, wenn er ergriffen steht vor der Feier, die sie selbst Gott dankbar hält, oder mystisch ahnend ihre zukünftige Erlösung schon in der Gegenwart angedeutet findet.

Diese reiche Fähigkeit, „die Sprache der Natur in die Sprache des Geistes, die Sinneserscheinung in den Gedanken umzusetzen" (W.d.S. 419), quillt frisch und lebhaft aus seiner Seele ohne mühsame Reflexion. Es ist ihm, als sei sein ganzes Wesen zu einem Schauen geworden, mit „klarem, innigem Blick erkennt er die religiöse Offenbarung der Natur", „leicht und schön" gesellen sich ihm zur transzendenten Wahrheit die Naturbilder. Es ist ihm, als sei er eine rein gestimmte Harfe und die Schönheit der Natur und der Gottesgnade wehten hindurch und lockten daraus Töne süßester Empfindung von der Nähe des göttlichen Lebens.

---

[113]) Durchaus zutreffend hat E. Krebs bei Gelegenheit einer Untersuchung über die ältere süddeutsche Visionsliteratur auf den ausgesprochen mystischen Zug bei Alban Stolz hingewiesen. „Es eigne ihm nicht bloß die Neigung zu einer Art von visionärem Schauen und Erleben des Übersinnlichen, er gemahne viel mehr an die großen Mystiker der Vorzeit nicht selten auch durch die Form, durch das Ringen nach vollkommener Angleichung des sprachlichen Ausdrucks an den Begriff, durch die packende Darstellung seelischer Vorgänge und nicht zuletzt durch die wunderbare Tiefe des Naturempfindens." Vergl. auch Julius Mayer, a. a. O.

[114]) Fuchs, Hochland, Juni 1924, Die religiöse Landschaft, S. 330.

[115]) Paul Th. Hoffmann, a. a. O., S. 197.

Diese Beobachtung erscheint ihm nicht besonders verwunderlich. Da die Welt ihm eine Vision Gottes ist (W.d.S. 307), in den Dingen der Natur „reell und stereotyp" Gottes Gedanken enthalten sind, andererseits die Seele infolge der Gottebenbildlichkeit die Idee der ganzen Welt in sich trägt, ist es eben die Idealität, die „angeborene Himmelsschönheit", die in der Seele angelegte „Resonanz für die Seligkeit, die beim Anblick des Irdischen durch einige Verwandtschaft die innerlichen, für das andere Leben vorbereiteten Saiten anklingen macht". (W.H. 245.)

### Gott, der Schöpfung Ursprung und Ziel.

Die Intensität seines religiösen Innenlebens schaute die Natur nicht ohne metaphysischen Urgrund. Als Werk des Unendlichen ist alles Endliche geadelt, eben dadurch ein religiöser Gegenstand geworden. Seine Wirklichkeitsschau ist beeinflußt von der Kosmogonie des großen Gestalters des mittelalterlichen Weltbildes: Thomas von Aquin. Er teilt mit ihm den metaphysischen Gedanken, daß die Welt, von Gott ersten Anfangs geschaffen, auch auf ihn letzte Beziehung habe, die Zuversicht, daß in ihr die gute Ordnung herrsche, daß Gott am Weltsstoff, den er schuf, die Tätigkeiten des colere, distinguere et ornare ausübe.

Diese ehrfürchtige Betrachtung der Natur trennt ihn mit tiefem Schnitt vom nachkantianischen Idealismus, insbesondere von der Fichte-Schleiermacherschen Linie der Romantik, er steht vielmehr auf dem Boden der Spätromantik, in der die scholastische Idee zum Durchbruch kommt, wo über ausschließlich rationalen noch die überrationale Wirklichkeit des Glaubens steht.

Die kreatürliche Beziehung der Umwelt zur Überwelt ist vorwiegend der Inhalt seiner Werke aus dem Jahre 1886 und 1888 (Ein dreitausend Jahre altes Lied in deutschen Weisen, Geister-, Stern- und Menschenwelt"). In der Gedankenführung zeigt sich hier der Einfluß der Genesis und des Schöpfungshymnus der Psalmen, die auch als Reflex des Monotheismus stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit, sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelräume umfaßten.[116])

Um Gott als Schöpfer des Gewaltigen und Lieblichen der Natur zu bekunden, steigt er bald auf die Gipfel lebendiger Anschauung, bald in die Tiefen sinnender Reflexion.[117])

Sein ist das Werk der „gar wundersamen und ungeheuer großen, feurigen Sonne, er hat sie angezündet aus dem Nichts". „Trittst du hinaus in eine wolkenlose Nacht, wie funkelt und

---

[116]) Alexander Humboldt: Kosmos II., a. a. O., S. 86.

[117]) Formell lassen sich unschwer Parallelen zu J. P. Hebel nachweisen, in dessen „Schatzkästlein des rhein. Hausfreundes" von 1811 an fortlaufend Betrachtungen über das Weltgebäude erschienen.

flimmert der Himmel über dir von Millionen und Milliarden Sternen: Werke des majestätischen Sternenkönigs." Sein ist die Erde, das brandende Meer, die himmelanragenden Berge: er sprach und es ward Licht, Wolke, Luft, Wald und Wüste. (Kal. 1886, S. 8 f.; 1888, S. 38 ff.)

Als Verwirklichung eines überweltlichen Plans hat auch das Kleinste seine Bedeutung. Neben den großen Naturphänomenen betrachtet er mit andächtigem Blick das Werk der Schöpfung an der tausendjährigen Libanonzeder, der zum Himmel anragenden Palme, der knorrigen Eiche, der schlanken, dunklen Tanne, der Schnelligkeit der Schwalbe, dem Geweb der Spinne.

Gott schuf die Welt in der Vergangenheit, Gott schafft die Welt in der Gegenwart. Alles beständig Werdende quillt aus seiner Hand. Staunend betrachtet er das Wunder des Keimens im ausgesäten Fruchtkorn, das Recken und Strecken der Würzelchen, im Wachsen des Halmes bei Sonnenschein und Regen, bei Schnee und Wind, bis zum Schwanken der goldenen Ähren im Sommerwind. Gott ist es, der aus grauen, harten Zweigen die schönste, zarteste Frühlingspracht sprießen läßt. Betrachte die Blumen, wie ihre Blättchen so zart und kunstreich ausgeschnitten, wie ihr Kelch und ihre Fäden so fein und schön, wie frisch ihre Farben, wie süß ihr Geruch. . . . Gott schafft sie täglich neu." Er erweckt auf den Sommerwiesen die Pracht der Insekten, „fange eins davon, betrachte seine Flügel, seine Füße, seine Augen, seine Fühlhörner, wie zart und fein das alles gebaut und gestaltet ist." Alle nur ahnbare Wirklichkeitsweite hat ihren Ursprung in ihm, nach Jahrtausenden geradeso wie am ersten Tage der Schöpfung. (Vergl. Bd. 14, S. 80; Bd. 20 Pred., S. 311; Kal. 1874, S. 20, S. 41, S. 56; Kal. 1886, S. 56; Kal. 1888, S. 58.)

Sein sichtbar gewordener Wille erscheint in der Gesetzmäßigkeit und Ordnung des Naturgeschehens. „Was dem ästhetischen Gemüt in der Betrachtung des Sinnenscheines widerfährt, nämlich, die umgebene Natur mit dem Schein der Beseeltheit zu durchdringen, das wird dem religiösen Gemüt anders offenbar, die Natur ist von Gott belebt auch in dem Sinne, daß alle Kreatur sich seinem lebendigen Willen gegenwärtig zeigt. . . . Gedanken, die auftreten, wo immer Religion mit starkem Sinn für die Natur gepaart erscheint.[118])

Nach seinem Geheiß schweben die Lichtwelten im unendlichen Raum ihren Weg und bedingen nach seinem Willen den Rhythmus der Tages- und Jahreszeiten. (Bd. 20, S. 192.) Er macht die Wolken zu seinem Wagen, die Winde zu seinen Boten, flammendes Feuer zu seinen Dienern, wenn von den feuerspeienden Bergen die Flamme unermeßlich hoch zum Himmel steigt und ein

---

[118]) Ganzemüller, a. a. O., S. 88.

Feuerstrom von der Höhe herabfließt. Er blickt auf die Erde und sie bebt. (Kal. 1846, S. 108 f.) [119])

Alban Stolz' Naturbetrachtung kennt einen zweifachen Sinn des Geschehens: die Dinge der Natur gehen aus Gottes Schöpferwillen hervor und fluten wieder zu ihm zurück, wenn ihr Zweck erfüllt ist. Mit seinem Willen besteht die Welt, mit seinem Willen vergeht sie, „nimmt er den Odem hin, so sinkt alles Lebendige in den Staub." (Vergl. Bd. 14, S. 38; Bd. 18, S. 39; Bd. 20, S. 60.)

**Die Natur, ein Symbol des Unendlichen; Göttlichen.**

„In hohen Bezirken lebendigen Seins wird die Natur zu ewigen Symbolen, man denke an die erhabene Art des Mittelalters die ganze äußere Welt als Allegorie des Göttlichen zu nehmen." [120]) Auch Alban Stolz kann das Irdische nicht als materielles Gut allein gemeint sein. Alles ist ihm vielmehr geistig-genießbar, „alles Sichtbare sind vorübergehende Gedanken des Ewigen", „alles Schöne, Liebliche, Wohltätige und Überragende der Natur sind Ideen und Melodien Gottes". Die Welt wird ihm zu einem Bilderbuche Gottes, zu einer wundervollen Schrift, „womit der Schöpfer seine eigenen Vollkommenheiten skizziert". Die Natur steht ihm zur Offenbarung wie der Traum zum Wachen. „Wie im Traum alle Gedanken sich als Bilder gestalten, so sind auch in der Natur alle höheren Wahrheiten als sinnliche Erscheinung vorhanden und bedürfen der Auslegung. Man könnte somit die Heilige Schrift das Diktionär zu dem Buch der Natur nennen, und es ist ihm ein interessantes Werk, ein Traumbuch der Natur, eine Auslegung ihrer verborgenen göttlichen Wahrheiten zu schreiben. Die Offenbarung wird ihm dadurch reicher und anschaulicher, gleichsam akompagniert durch die erschlossene Hieroglyphik der Natur." (W.d.S. S. 124.)

Überall sucht Alban Stolz die abbildliche Beziehung zum höchsten Urquell alles Seins hervorzuheben. Diesen idealen Wert haben ihm besonders die nicht unmittelbar utilitaristischen Dinge der Natur. Frei vom Zwang des Zweckgedankens fragt er nach ihrem Sinn. Jede „arme Blume am Waldesrand", das Heer der unermeßlichen Sterne am dunklen Nachthimmel, das Singen der Nachtigall, das Jubeln der Lerche, der bunte Schmetterling, der Pappelbaum, die schneebedeckte Alpe im Abendrot, kurz die Dinge, die nicht ausgesprochen dem Menschen dienen, scheinen ihm die Schönheit und Herrlichkeit Gottes deutlicher zu beschreiben.

---

[119]) Diese grandiose Auffassung der Psalmenpoesie findet sich ähnlich bei Brockes. „Die Stürme zeigen seine Macht — entwurzeln den verwachsenen Wald — und kehren selbst das Weltmeer um — es ist der rote Blitz sein Schwert, der laute Donner seine Stimme. (Janssen, a. a. O. S. 287.)

[120]) Hoffmann, Paul Th., a. a. O. 197.

Diese Symbolik ist ihm nicht eine subjektive, willkürliche Vorstellung des Menschenverstandes, sie ist vielmehr objektiver Zweck der Dinge, innerlich in ihnen verwirklicht. Die ganze Natur verkündet Gott durch ihr bloßes Dasein und Sosein, insofern sie ist und gut ist, ist sie Verherrlichung Gottes.[121])

Die Korrelation des Übersinnlichen zu den sinnlichen Erscheinungen ist als Resultat einer lebendigen, jenseits gerichteten Weltanschauung für das ganze Mittelalter besonders bezeichnend. Gerade seinen Mystikern war das „Endliche nur Schein, das Unendliche Wahrheit, und alle Dinge nur ein Gleichnis oder wie ein Spiel in einem Spiegel.[122]) Gerade bei dem Alban Stolz vertrauten Berthold von Regensburg findet sich diese Vorliebe für das Bilderbuchartige, gerade ihm wird alle Kreatur zum Gleichnis himmlischer Dinge. „dar umbe hât iu got zwei grôziu buoch gegeben, dâ ir an lernen unde diu iuch daz himelrîch wîsen sullen: daz ist der himel unde diu erde." [123]) In Bertholds Schriften fand er Elemente der französischen Mystiker: Hugos v. St. Victor und Bernhards von Clairveaux. Bei Hugo v. St. Victor findet sich verschiedentlich eine geradezu systematische Behandlung der Natur als Offenbarung Gottes, wenn er sagt: „Die ganze sichtbare Welt gleicht einem Buche, geschrieben von dem Finger des Herrn, sie ist geschaffen durch göttliche Kraft, und alle Geschöpfe sind Figuren, hingestellt durch göttlichen Willen zur Offenbarung, und gleichsam als sichtbares Merkmal der unsichtbaren Weisheit Gottes. Gleichwie aber der, welcher nur so obenhin in ein offenes Buch hinsieht, zwar Figuren erblickt, aber keine Buchstaben erkennt: ebenso sieht der törichte und sinnliche Mensch von den sichtbaren Kreaturen wohl die Außenseite, aber er begreift ihren tieferen Grund nicht." [124]) Bernhard von Clairveaux hatte zum Grundsatz: „an der Erde zu lernen und an den Bäumen, an dem Korn, den Blumen und dem Grase" und schrieb in seiner Epistel an H. Murdach: Glaube mir, ich habs erfahren, du wirst ein Mehreres finden in den Wäldern als in den Büchern, Bäume und Steine werden dich lehren, was kein Lehrmeister dir zu hören gibt."

Diese symbolische Naturanschauung eint den Mystiker in Alban Stolz mit der Romantik. Bei den deutschen Romantikern wird die Welt, nicht ohne den Einfluß der Neuplatoniker und später durch Jakob Böhme auch religiös, mystisch verklärt.[125])

---

[121]) cf. Summa Theol. I. 65, 2.

[122]) Strunz: Gesch. der Naturwissenschaften im Mittelalter, S. 117.

[123]) Predigten, Pfeiffer I, 48, S. XXII.

[124]) Biese: Das Naturgefühl im Mittelalter und der Neuzeit, a. a. O., S. 104.

[125]) Novalis: Wir leben in einer Feenwelt und wissen es selbst nicht. J. Minor II. Bd. 1907, S. 310.

Jakob Böhme: In diesem Lichte hat mein Geist alsbald durch alles gesehen und an allen Kreaturen, sowohl an Kraut als Gras, Gott erkannt. cf. Aurora, XIX, S. 11—13.

Plato entwertete die Außenwelt. Was den Sinnen erscheint, ist für ihn nicht das Wahre. Der Scheinwelt stellt er die Welt der Ideen entgegen, die für ihn die eigentliche Welt bedeutet, und sich vor unseren Sinnen verbirgt. Plotin ging sehr viel weiter. „Ihm bleibt die Erscheinungswelt nur noch da wertvoll, wo sie sich als durchgeistigt erweist." [126]) „Die ganze Erscheinungswelt birgt hinter ihrer Hülle eine andere Welt, welche in wunderbarer Weise jener ersten entspricht." „Dichten ist nichts anderes, als ein ewiges Symbolisieren", womit der romantische Geist gewissermaßen auf Umwegen der Natur die letzte Enträtselung abzwingen will, die ihm ihre sinnliche Erscheinung allein nicht gibt. In dieser Auffassung liegt ein Auswirken der eminenten Wirkung, welche der Allegorie im Mittelalter eigen war.[127]) Nach Wilhelm Schlegel ist „die unpoetische Ansicht der Dinge die, welche mit den Wahrnehmungen der Sinne und den Bestimmungen des Verstandes alles an ihnen für abgetan hält; Dichten (im weitesten Sinne für alles Poetische, allen Kräften zu Grunde liegende genommen) ist nichts als ein ewiges Symbolisieren: wir suchen entweder für etwas Geistiges eine äußere Hülle, oder wir beziehen ein Äußeres auf ein unsichtbares Inneres. . . . . Die Natur soll uns aber wieder magisch werden, das heißt, wir sollen in allen körperlichen Dingen nur Zeichen, Chiffern geistiger Intentionen erblicken." [128]) Und Friedrich sagt: „Alles Sichtbare hat nur die Wahrheit einer Allegorie." So hatte auch Schelling das Kunstwerk aufgefaßt „als Darstellung des Unendlichen im Endlichen, gleichsam als formales Abbild des Absoluten".[129]) Besonders bei Novalis ist das mystisch-symbolische Naturbetrachten stark ausgeprägt. Auch Tiecks „Sternbald" wird belehrt, daß sich der großmächtige Schöpfer heimlich und kindlicherweise durch seine Natur unsern schwachen Sinnen geoffenbart habe; . . . . . er winke uns zu sich aus jedem Moose, in jeglichem Gestein sei eine geheime Chiffre verborgen . . . . . In Tiecks „Gesellschaft auf dem Lande" heißt es: was sind denn Früchte und Blumen, Wald, Feld und Meer anderes als deutungsvolle Zeichen und Ziffern, in welche die ewig schaffende Kraft ihre Gedanken geschrieben und niedergelegt hat?" Wackenroder unterscheidet mit Friedrich Schlegel zwei Sprachen, durch welche der Mensch die „himmlischen Dinge" zu fassen und zu begreifen vermag: Natur und Kunst. Brentano schreibt im Godwi: „Ich betrachte nie eine Sache an sich selbst, sondern immer in Bezug auf ein unbekanntes Ewiges." Desgleichen hat die Landschaftsmalerei für Philipp Otto Runge wie für die Nazarener eine durchaus symbolisch geistige Bedeutung.

Auf Alban Stolz tief empfindende Seele machte alles Aesthetische in Natur und Menschenwelt einen mächtigen

---

[126]) O. Walzel, a. a. O., I., S. 2 ff. [127]) Bertram, a. a. O., S. 81.
[128]) A. W. Schlegel, Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, I. Teil, S. 145. [129]) O. Walzel, a. a. O., S. 56.

Eindruck. „Das Schöne war die Grundkategorie seines Gemütslebens, der Grundbegriff, auf dem selbst sein geistiges Leben sich immer wieder aufbauen wollte." [130])

„Warum dies Sehnen, dies unaussprechlich unendliche Wünschen, alles Schöne zu greifen und in mich zu saugen." [131]) Wie um die Gefahren des Sichverlierens an die Dinge, die seiner schönheitsverlangenden Seele drohten, durch Positives zu bannen, bleibt er so oft kontemplativ bei dem Reziproken der Werte: Schönheit, Sittliches, Göttliches stehen. „Welche Bedeutung hat die Schönheit? Ich kann nicht glauben, daß eine Erscheinung, welche wie die Schönheit einen so tiefen Eindruck auf das menschliche Gemüt macht, ohne große geistige Bedeutung sei. Es ist auffallend, daß sich die Schönheit vor allem Sichtbaren auszeichnet durch übermäßig rasche Vergänglichkeit, nirgends hat sie eine bleibende Stätte" und er meint, „das Schöne erscheine so reizend und vergänglich zugleich, um Sehnsucht nach einer anderen Welt und einem Zustand zu wecken, wo die Schönheit wesentlich und ewig ist. Das Schöne, was an Natur und Menschen erscheint, ist nicht wesenhaft darin vorhanden, sondern nur der Reflex von Idealen, die in einer anderen Welt wirklich sind." (W.d.S. 140.)

Auch in der Schönheit der menschlichen Kunstwerke scheint ihm etwas Verwunschenes zu liegen. „Man sieht ihnen beinahe die Fremdheit auf Erden und das Sehnen nach ihrer ewigen Heimat an und so reißen sie auch unseren Geist, wenn sie ihn gefesselt haben, durch den Anblick mit sich fort in dem Sehnen nach dem Vaterland der Schönheit." (W.d.S. 141, L.H. 177 f.) Wie im „Platonischen Gastmahl" und in „Phädrus" die irdische Schönheit als Vorstufe betrachtet wird zu der Anschauung der uranfänglichen Schönheit, als Abglanz und Erinnerung an sie, und wie sich für Dante die Schönheit der Beatrice als Äußerung des göttlichen Glanzes darbot, findet auch seine Seele immer mehr den Aufstieg von der Schönheit des einzelnen Dinges zu dem Urschönen hinauf. Das Schöne ohne Beziehung zu Gott erscheint ihm „wie ein Hängen an der Materie, man hat die Hälfte der Dinge, ohne Geist und Kern." (W.d.S. 140.)

Die Pracht des Frühlings mit blauem Himmel und silbernen Wolken, weißen Blüten und süßem Duft, das Grün des Waldes, Vogelsang, bunte Blumen, blaue Luft und Sonnenschein, „was ist es anders, als ein freundliches Rufen und Locken zum Urheber dieser Pracht?" (Pred. Bd. 19, S. 3, 13; Pred. Bd. 20, S. 230.) Vor allem gemahnt ihn die Majestät des unendlichen Sternenhimmels, „das Hochgebirge im schönsten Glanz, vom Abendrot umstrahlt, vom Schnee wie mit silbernem Kranze gesäumt, daran, wie schön Gott ist . . . der in sich in unermeßlicher Potenz faßt, was je Schönes und Herrliches gesehen und gedacht werden

[130]) P. Lippert, Stimmen der Zeit, a. a. O. p. 90.
[131]) Julius Mayer, a. a. O., S. 37.

kann." (W.H. 9.) Alles Sichtbare wird ihm zum Boten der göttlichen Güte und Weisheit. Die Schöpfung erscheint als „kristallisiertes Wohltun" Gottes, alle Weltwesen sind „verdichtete, stehengebliebene Strahlen seiner Liebe". Schlicht, echt volkstümlich hat er das Psalmenlob der Güte Gottes in deutschen Weisen gesungen. (Pred. Bd. 19, S. 227; Pred. Bd. 21, S. 34; Kal. 1886 „Göttliche Kunstwerke", S. 54 ff.) Er, aller Dinge Schöpfer, weiß um alle Kreatur. Von seiner Huld künden die blühenden Blumen, die von Früchten schweren Bäume „von Sonnenschein umflossen, von blauem Himmel überwölkt"; die tausend Arten von fröhlich schwirrenden, summenden Fliegen, schillernden Käfern, bunten Schmetterlingen; die mannigfachen, auf den Zweigen der Bäume in grünem Laub sich wiegenden, in leichtem, fröhlichem Flug schwebenden Vögel. „Seht an die hohen Gebirge mit ihren kühlen Waldungen, wo das Wild haust in froher, freier Einsamkeit! Der schnelle Hirsch, das flinke Reh, das muntere Eichhörnchen; wie auch die unendliche Meereswelt, voll Leben und Bewegung, von Millionen Wesen; sie alle bekunden durch ihr Dasein, ihren Überfluß an Lebenslust seine fürsorgende Liebe. Er bereitet der Schwalbe in der Luft, dem Fisch im Bach, dem gewaltigen Elefanten und der kleinen Ameise, dem schnellen Hasen, der kriechenden Raupe ihre Nahrung. „Wie wenn Gott lauter Aug wäre, sieht er jeden Vogel fliegen, jeden Grashalm wachsen, er schaut dem Wurme zu, wenn er unter dem feuchten Moos oder Stein sich regt, er weiß um jedes Käferlein, das unter der Rinde des Eichbaums sitzt, wie um das verborgenste Vogelnest und jedes im Walde zitternde Laubblatt." (Kal. 1884, S. 67.) Im Bau der Pflanze, im wunderbaren Geweb von feinen Gefäßen, Holz- und Pflanzenarten, im Kreislauf der Stoffe durch Wurzeln und Blätter, „im Wunderbaren des Bienenstandes, des Nestbauens verrät sich seine Weisheit." (Kal. 1884, S. 67; Kal. 1887, S. 88.)

### Typologie des Menschlichen in Tier- und Pflanzenwelt.

Ein mehr überhöhendes Hineindeuten, ein mystisierendes Auflösen in eine doppelte Welt des sinnbildlichen Außen und des ewig dunklen Innern zeigt sich in Alban Stolz' individualisierenden Ausführungen über die Typologie der organischen und unorganischen Natur.

Besonders die Tier- und Pflanzenwelt wird ihm zu einem Gleichnis des Guten, wie auch des moralisch Schlechten der Seele oder eines anderen Geschehens im Menschendasein. Nach seiner erkenntnistheoretischen und ästhetischen Grundauffassung hat das Natürliche nicht bloß formelle Ähnlichkeit mit der geistigen oder moralischen Realität, es scheint ihm vielmehr substantiell Gleichartiges dargestellt zu werden. (Span. 313; W.H. 403.)

In unermeßlichem Spiel „konterfeit die Natur" durch ihre Gebilde, was im Menschenleben sich regt; die Natur wird ihm zu einem „Theater", einer „unermeßlichen Dramatik". Die Erscheinungswelt ist ihm auch in diesem Sinne „der explizierte Mensch, gewissermaßen das in Traumbildern dramatisch dargestellte Menschenleben. (W.H. 39; W.d.S. 299; W.d.S. 404; W.d.S. 414; W.d.S. 478; Bd. 19, Pred., S. 216.)

Er ist weit vorgedrungen in der Erteilung typischer Charakterrollen an bestimmte Tiere. Durch die Natur irgend einer Tierklasse scheint ihm jeweils gleichsam ironisch eine weltliche Richtung des Menschen dargestellt, verspottet zu sein. (Span. 313.) Die Auffassung der Tierwelt als eines lebendigen Lehrbuchs und Sittenspiegels für das menschliche Handeln zeigt sich auch in einer Reihe bedeutsamer zeremonialgesetzlicher Verordnungen des Mosaismus und gehört zu den charakteristischen Besonderheiten des Judentums. In den patristischen Schriften, die Alban Stolz größtenteils kannte, fand er ebenfalls Eigenschaften der Tiere moralisch angewandt; eine Tatsache, die wenigstens einen indirekten Einfluß des „Physiologus" nicht verkennen läßt. In seiner Geschichte des „Physiologus" spricht Lauchert [132]) von dessen Spuren in der älteren griechischen und lateinischen patristischen Literatur; bei Justin, Clemens von Alexandrien, Origines, Tertullian, Hieronymus, Ambrosius. Viel später findet sich bei den Romantikern, allerdings hervorwachsend aus pantheistischen Gründen, oft mit Anklang an die romantische Ironie häufig die Typologie von Tieren mit Menschen.[133]) (Vergl. Clem. Brentano — Kater Murr — H. Heine — Atta Troll.)

Aus Alban Stolz mannigfachen Beobachtungen mögen einige Beispiele das Gesagte bekunden. Mehrfach erwähnt ist das Bild des aus der „Grabeshülle der Puppe zu Sonnenlicht und blumigen Auen aufschwebenden Schmetterlings" als Symbol der Auferstehung. Besonders der weiße Schmetterling, der viel anders als seine farbenfrohen Brüder nichts zu wollen scheint, als zu weben und zu leben im Silberstrahl der Sonne, hoch über den Gipfeln der Berge, wie „eine lebendige fliegende Blume", ist ihm wie gar nichts sonst ein Sinnbild von der Zuständlichkeit einer abgeschiedenen, leidlosen Seele. (D.Kr. 38; Nachlese Bd. 10, S. 397; L.'s Bd. 7, S. 223; Pred. Bd. 21, S. 388.) Unter den Vögeln ist ihm hierin am ähnlichsten die Lerche. Verschiedentlich bringt er die Erzählung, die „wunderbare Naturpoesie", von der verwundeten und dennoch bis zum Todesaugenblick jubilierenden Lerche. „Es ist der Sieg des fast Geistigen, ein wahrhaft ideales Sinnbild einer hohen, christlichen, im Tode Gott preisenden Seele

---

[132]) Lauchert, Frdr., Geschichte des Physiologus, a. a. O., S. 100 ff.
[133]) Meintel, a. a. O., S. 56.
cf. auch die Tiersymbolik in der romanischen Kunst.

(W.H. 79).[134]) Das ruhige, einsame Schweben des Adlers weit über den allerhöchsten Alpen und Gletscherhöhen im dunkelblauen Himmelsgewölbe erscheint ihm so prachtvoll, daß er meint, es könne fast nicht sein, daß diese Tiere kein Bewußtsein von der darin dargestellten Idee hätten, nämlich: wie man groß und frei, hoch über der Erde schweben kann. (Sem. 66; D.Kr. 489 ff.)[135]) Gerade hier empfindet er, wie im Menschen, so oft er irgendeiner Naturerscheinung begegnet, worin eine ihm verwandte Idee liegt, der Anblick des Objektes „heftig" mit „blitzartiger Unmittelbarkeit" „magnetisch" ihn ergreift. (D.Kr. 490.) „Wie ein Trompetenstoß für das Schlachtroß" wirkte der Anblick auf sein Gemüt. Es kocht in ihm plötzlich eine Bewegung, nur zu vergleichen dem starken Erlebnis beim erstmaligen Anschauen des Meeres oder der spanischen Gemälde zu Wien. (D.Kr. 489.) Originell ist die Deutung der Tiere als Symbole des moralisch Häßlichen bei seinem Besuch im Tiergarten. (Vergl. Span. 347; D.Kr., S. 2; W.d.S. 380.)

Tief empfunden ist die aus seinem Naturgefühl hervorgehende Symbolik des vegetarischen Lebens. Es hat einem ewigen Bedürfnis der Menschheit entsprochen, die Blumen zu einem holden Symbol der Verehrung für ein Reines, Hohes zu machen.

Es kommt Alban Stolz recht anschaulich zum Bewußtsein, wie ein junges Mädchen und eine Blumenblüte zusammengehören und wie eines das andere sinnbildet. (W.H. 123; Kal. 1859.) In der Lilie lebt ihm das Wesen jungfräulicher Unschuld wie in der Palme die Kraft, der Sieg.

Die typologische Umdeutung findet sich vor allem bei der Betrachtung des Baumes. „Er ist das sichtbare Gleichnis, das Sinnbild des Menschen und des Menschenlebens selbst. Dasselbe findet sich bei Berthold von Regensburg.[136]) In dessen Predigten findet sich außerdem ein Wort Bernhard von Clairveaux', „wan die böume gelichent den liuten unde die liute den böumen." In einer Ansprache (Bd. 21, S. 399) „Der Baum und der Mensch" ist dieses Thema für Alban Stolz gleichsam das Evangelium, das er auslegen will.

Besonders der Palmen- und Ölbaum haben für ihn etwas Persönliches, „eine geheimnisvolle Verwandtschaft mit dem Tugendhaften einer Menschenseele." (Elis. Bd. 7, S. 386; Kal. 6876, S. 104 ff.)

---

[134]) Im Waldensischen Physiologus findet sich das Beispiel des beim Herannahen des Todes Gott lobsingenden Phönix. (Lauchert, a. a. O., S. 152.)

[135]) Die Idee, daß emporfliegende Vögel die Menschen mit gottgefälligem Sinn vorstellen, ist ebenfalls im Physiologus zu finden. (Lauchert, a. a. O., S. 130.)

[136]) Pfeiffer, I, a. a. O., S. 158.

### Das Gloria der Natur.

Die Natur, das „schöngebildete Geschöpf", an dem der Mensch die Vollkommenheit Gottes erkennt, dankt ihrem Urheber für die gespendete Wohltat. In ihrer Pracht, ihrem Reichtum bietet sie sich ihm als Entgelt, als Gabe dar. Das Geschöpf Gottes ist zugleich der Schöpfung lebendiger Dank, so erscheint sie in höherem Sinn vergeistigt.

Die Natur wird ihm zu einem „großen herrlichen Tempel, der nach Ort und Zeit stets anders und neu sich schmückt" (Sem. 391). Das hohe Gebirge wird zum Altar, über ihm flammt wie ein Opferfeuer zu Gottes Ruhm die prachtvolle Sonne und von der antiken Lampe des Mondes leuchtet das ewige Licht herab." [137]) (W.H. 216; Kal. 1888, S. 42.)

In der Frühlingszeit, inmitten blühender Bäume ist es ihm, „wie wenn über die Natur ein heiliger Feiertag gekommen wäre, als sei jede Blüte ein zartes, sanftes Lichtlein, das zum Himmel lodert und duftet und lächelt." (Kal. 1844, S. 131.) Noch feierlicher erscheint ihm die winterliche Nachtnatur, „wo sich der Sternendom über dem schneeweißen Boden der Erde und den Säulen der Waldberge so ernst und still und einfach wölbt." (W.H. 214.) „Es liegt in der stillen Winternacht etwas Heiliges und Hehres, alles erinnert an Gott, an Ewiges. (D.H. 666.)

Im Tönen und Klingen der Weltsymphonie, das ihm zu einem großen, „Tag und Nacht durch die unermeßlichen Räume der Schöpfung zu Gott aufsteigendem Dank- und Jubelhymnus wird, singt die Natur niemals gleichsam einen so frommen Choral, als im Schweigen einer sternenklaren, schneeigen Nacht." (W.H. 214.) „Man meint fast, in diesem Gottesdienst die Schlußmelodien, kaum vernehmbar, leise austönen zu hören." (W.H. 666.) Feierlicher, schöner, als selbst der Lerche „schwärmerisch Psalmenlied" klingt das lautlose Singen der Blumen (W.d.S. 38; W.H. 566), die andachtsvolle, stumme Sprache der Palmen neben dem Meer. Sie sind ihm das Herrlichste und Festlichste, wozu die Natur bei ihrer Huldigung sich erhebt. (Sem. 367.)

Ein prachtvolles Tedeum braust die Majestät des wilden gewaltigen Sturmes im Wogen und Donnern der Wellen. (Span. 316; Sem. 391.) Groß und herrlich singen die Elemente auf Bergeshöhen, in finsterer Nacht, im Schneegewirbel etc., wie der Psalmist dazu aufgerufen:

Benedicite frigus et aestus Domino,
Benedicite glacies et nives Domino,
Benedicite noctes et dies Domino,
Benedicite montes et colles Domino! (W.H. S. 35.) [138])

---

[137]) Bei Jean Paul ebenfalls angewandte Bilder: Die Berge sind die Altäre der Natur. (Hesperus.) Die Abendsonne flammte wie ein Opferfeuer auf. (Bigoraph. Belustigungen.)

[138]) cf. das schöne Benedicite in Webers „Dreizehnlinden".

Diese erhabene, reine Atmosphäre läßt ihn das höchste Geistergesetz ahnen, die Heiligkeit. „Je mächtiger die Werke Gottes die Seele umleuchten, desto unausweichlicher spricht in ihm der Gedanke und die Mahnung: vor diesem Gott kannst du nur Bedeutung erlangen durch Heiligkeit." (D.Kr. 308.) Die Schlußverse des 92. Psalmes „Domum tuam decet sanctitudo Domine" scheinen ihm die wahrhafteste Blüte und Frucht rechter Naturbetrachtung zu sein. Darum senkt sich so oft über die Seligkeit seiner Naturbetrachtung „schleierhaft die düstere Ahnung seiner Unwürdigkeit, seiner Schuld." (W.d.S. 38; W.d.S. 483; Span. 15; Kal. 1859, S. 6.)

„So nahm der Genuß des Naturschönen bei Alban Stolz geradezu ethische Formen an." [139]) „Es macht mich der Anblick des Naturschönen besser, indem das dunkle Gefühl unterliegt, nur der Edle komme in das schöne Land." [140]) Bei der Betrachtung des sinkenden Abendrotes empfindet er es deutlich, wie es eine sichtbare Schönheit gibt, die der Ausdruck von der Heiligkeit selbst ist, und darum auch unmittelbar das entsprechende Fühlen und Denken errege. (L.H. 179.) Ihm ist, als ob die Menschheit, wenn sie bei Nacht wache, bei Tag schliefe und etwas von Astronomie verstünde, unendlich sittiger, stiller, religiöser würde. (L.H. 5.)

Es begegnet uns auch sonst bei Alban Stolz der Versuch zu einer spekulativen Ethik des Schönen. Das Schöne, insoweit es durch die Sinne wahrnehmbar ist, ist ein Symbol des Guten. „Schönheit und Tugend sind innig verwandt." (W.H. 296, 140.) Je vollkommener, je moralischer eine Seele ist, desto mehr empfindet sie die Schönheit. Die Wechselbeziehungen zwischen Ästhetik und Ethik waren seit den moralischen Erörterungen der Engländer, seit Pope, Addison, Shaftesbury u. a. auch in Deutschland sowohl in pietistischen wie rationalistischen Kreisen ein beliebtes Thema geworden. Eine starke, ethische Betrachtung gerade des Naturschönen findet sich bei Jean Paul.[141])

Die dankbare Anbetung der Natur wird zum stillen Vorwurf für den gleichgültigen Menschen, ihr freudiges Lobpreisen reißt die religiöse Seele mit empor. „In diesem Naturtempel drängt sich ihr alsbald nach dem Kyrie eleison das Gloria auf und, wenn auch unwürdig, will sie das Lob des Herrn verkünden." (W.d.S. S. 483.) Ein fast mystisches Überquellen der Freude, Momente tiefsten Glückes, wunschloser Seligkeit bereitet ihm dieses Naturerleben. „Wie ist es mir so sonntäglich um das Herz,

---

[139]) P. Lippert, a. a. O. 311. Vergl. Jean Paul: Ich bin in seine Kirche, in das Weltgebäude gegangen und bleibe darin selig, andächtig und fromm. (Levana, W. T. 55, S. 42.)

[140]) Julius Mayer, a. a. O., S. 36. [141]) cf. Anmerkung 139. S.

wie es jetzt feiertäglich in der Natur ist mit ihrem Sommerhimmel, ihrer Sommersonne und ihrer reichen segenüberfließenden Erde, ich möchte jubeln und singen ohne Worte, wie der Vogel, wenn der Frühling kommt." (W.d.S. S. 66.) „O könnte ich singen einen gewaltigen Psalm, ein unermeßliches Tedeum groß und stark hin über die ganze Welt bis dorthin, wo sie aufhört, daß alle Sterne und Sinne freudig beben und mittönen, und alles, was da lebt, fortgerissen wird zum Lobe Gottes." (Pred. 19, S. 69.)

**Der Glaube an den Sieg der erlösten Natur, das mystische Vorahnen der verklärten Natur in der Gegenwart.**

In vollkommener Schönheit erstrahlen wird die Natur am Ende der Zeit, und durch ihre vollendete Pracht auf übernatürliche Weise Gott verherrlichen. Stützen für seinen Glauben an eine Rehabilitierung der Materie fand er in der hl. Schrift.[142])

Kraft ihres organischen Zusammenhanges mit der Menschheit, als Reflex der Herrlichkeit „der Kinder Gottes" wird der Natur diese Glorie zuteil. Hineingezogen in die Schuld, soll sie auch teilnehmen am Strom der Gnade. „Wenn die Menschenseele ursprünglich nur eine einzige ist, so ist in Adam der Erde eine Seele eingehaucht, insofern sein Leib der Erde entnommen ist, deshalb nimmt die Erde an dem Sündenfall und der Wiederherstellung durch Christus teil." (W.H. 192.) Seine Erlösung ist ein Ereignis von kosmischer Bedeutung, sie versöhnt alles Irdische mit dem Himmlischen. Dies freudig sehnsüchtige Sichhinwenden der Seele zur künftigen Herrlichkeit kannte auch Jakob Böhme: „Eine endgültige Verklärung der Welt steht noch bevor am Ende der Zeiten . . . dann wird die Erde kristallinisch sein und das göttliche Licht wird in allen Wesen leuchten.[143])

Freudig sucht der Mystiker in Alban Stolz die einst gewesene, zukünftig wieder klar erscheinende Schönheit einer erlösten Natur zu erahnen. Die Vorstellung einer nova terra, der Natur, „wenn sie gesund und entfesselt sich zeigen könnte, erscheint bisweilen im Traum, wenn man herrliche Gegenden sieht — sie sind wunderschön und zauberisch und gleichsam ätherisch und vergeistigt." (Bd. 10, 399.) Auch in gesteigerter Frühlingsschönheit erscheint ihm die Herrlichkeit der erlösten Natur vorgebildet: „es kamen mir diese Bäume in ihrem weißen Kleid, die rötlichen Knospen, die ätherischen Birken mit ihrem durchsichtigen Grün, die glänzenden Wiesen vor, wie wenn die Natur verklärt und eine neue Erde auferstanden wäre." (L.H. 113.)

Die Erfüllung eines Gedankens, den er schon für diese Zeit gern verwirklicht träumt, erwartet er von der Umgestaltung der

---

[142]) II. Petr. 3, 13; I. Cor. 15. 28; Apostelgesch. 3, 21; Röm. 8, 21/22; Offenb. 14,5, 21.

[143]) J. Böhme: Vom übersinnlichen Leben, cf. Arseniew, a. a. O. S. )9.

Welt: „ob es nicht in einem verklärten Sein geschehen wird, daß die Blumen singen in herrlicher Musik?" Ihm ist, als sei das menschliche Ohr durch den Sündenfall zu roh geworden, oder als habe das Pflanzenkonzert von großer Harmonie verstummen müssen, „erst dann mag wieder ein großes Halleluja tönen und singen, wenn für das Auge die Welt zu höherer Verklärung umgeschaffen, in ewigem Lichtglanz strahlt." (W.H. 92.)

Die Blumen erschienen ihm vorzüglich in einer anderen Welt recht daheim zu sein, sie muten ihm an „wie ein Rest aus dem Paradiese", wie „kleine, tröstende Engel, die unschuldige Freude erwecken". (W.H. 200; W.d.S. 347; Bd. 14, S. 74.) Ein „liebliches, paradiesisches Geheimnis", die „Idee süßer Unschuld", scheint ihm aus einem Frühlingsbild hervorzuschimmern, wo einige Sträuße gelber Schlüsselblumen sich hinunterbeugen über den Rand eines klaren Wiesenbächleins, „wie wenn die Primeln und das Bächlein sich in eigener Sprache verstünden." (Sem. 449.)

Ein schwaches Durchleuchten der endgültigen Glorie liegt für ihn in der Tatsache, daß durch die Gewalt der Seelenreinheit und Liebe die Natur das Harte und Beschränkte verliert. „Wenn jemand die Reinheit erlangt hat, wird ihm alles untertänig, wie dem Adam im Paradiese vor dem Sündenfall.[144])

Da alles eine Schöpfung Gottes ist, mußte ihm auch die Tierwelt für den Geisterhauch des Übersinnlichen empfänglich sein. Sie wird moralisch veredelt durch ein Geschöpf, das in langem, tugendhaftem Ringen den Paradiesesmenschen in sich wiederhergestellt hat; „alsdann offenbart sie Erscheinungen, wie sie der ursprünglichen Harmonie und Freundlichkeit der Natur gewöhnlich gewesen sein mögen." (Bd. 7 Elis. 520 ff.)

Dieses eigenartige Verhalten der Tierwelt hat bei Alban Stolz in reicher Legendenliteratur seinen dichterischen Ausdruck gefunden; sei es, daß sie den Heiligen Verständnis, Ergebenheit, liebende Huldigung darbrachten, sei es, daß sie einen feineren Sinn für das Göttliche bekundeten, als selbst die Menschen. Er sieht darin „die Wahrheit einer höheren, edleren Lebensordnung, ein Vorspiel von der Erlösung der ganzen Natur, die Paulus im Briefe an die Römer Kap. 8 erwähnt." (Bd. 7, 320.) Schon Herder, der feine Beobachter der Volksseele, hatte jene zurechtgewiesen, die ihr Lügenhaftigkeit vorwarfen und gezeigt, wieviel Wahrheit und echte Seele in der Legende blüht.[145]) Der Alban Stolz vertraute Montalembert schildert die kindlich poetischen Beziehungen der Mönche zu den Tieren in den wilden Wäldern Galliens, und hält diesen Zug auch einer Bestätigung durch die Naturkunde fähig. Ebenso ahnte der geistreiche Georg Friedrich

---

[144]) Ganzenmüller, a. a. O., S. 75.

[145]) Montalembert: Die Mönche des Abendlandes, S. 380. cf. Novalis: In alten Zeiten konnten die Tiere mit den Menschen reden, bei S. Schultze, S. 15. cf. Arseniew, a. a. O., S. 24.

Daumer (1800—1875), dessen Lektüre Alban Stolz erwähnt, darin die psychologische Wahrheit der Macht einer reinen Seele.[146])

Insbesondere scheinen Alban Stolz die Vögel, als losgebundener von der Erde und mit der Luft verwandter, leichter berührt und erfaßt zu werden, wenn geistige Kräfte in besonderer Weise sich regen. In seiner Legende hat er gerade dieses paradiesische Verhältnis zu den Menschen gezeigt. (Vergl. Leben des heiligen Franziskus und der heiligen Elisabeth, S. 320.)

Eine „Seelenfreudigkeit", eine „kindliche Erinnerung" an die besten Zustände im Paradiese weckt in ihm das Andenken an sein „wisperndes Vöglein, das in Neusatz im Winter täglich an sein Fenster klopfte und Besuch machte, ihm auf der Hand saß, kurzum, sein wildes Blaumeisentemperament ablegte, und im Frühjahr im Garten auf einem niederen Baum sitzend, ganz lieblich zuweilen Laut gab, als wollte es ihn grüßen." (Kal. 1859, p. 17.) Bei der ausgesprochenen Tiefe und Kindlichkeit seiner Liebe besonders zur Vogelwelt[147]), ist diese Erscheinung nicht verwunderlich. Seine anima candida ahnt die zukünftige Harmonie der Natur auch in einer kleinen, in seiner Elisabethlegende mitgeteilten Beobachtung auf der Wartburg, als er, am Fenster stehend, in die schöne Berglandschaft hinausschaut. „Auf einmal flog ein Waldvöglein auf das Steingesims am Fenster, blickte mich einen Augenblick an und kehrte dann in die Waldestiefe zurück. Es ist das nichts Besonderes — aber es hat mich seltsam gerührt und weckt liebliche Freude, so oft ich mich daran erinnere" — es war ihm diese einfache natürliche Erscheinung wie ein lieber Gruß aus einer anderen Welt.

Die Empfindung der Nähe des Guten scheint auch die leblose Natur zu fühlen. Die Atmosphäre, „das Nervensystem der Erde, der sensibelste, der Seele verwandteste Teil" nimmt zuweilen Anteil an der religiösen Stimmung, den Festen der Gläubigen. Diese Erscheinung liegt auf geistigem Grund. „Die Natur, ursprünglich bestimmt, dem Menschen zu dienen, scheint in Zeiten konzentrierter Religiosität durch die gemeinsame Stimmung von Millionen solcher Seelen, die doch einigermaßen durch das Christentum erlöst und erhöht sind, beeinflußt zu werden, so oft nicht in der Atmosphäre mechanische Ursachen gerade herrschen, die für feinere, geistige Elemente nicht zu überwältigen sind."

---

[146]) Ganzenmüller, a. a. O., S. 175 sagt: Es läßt sich nicht von der Hand weisen, daß Männer, die ganz in der Natur leben, den wilden Tieren auch ein fast unmöglich scheinendes Vertrauen einflößen. Es wäre schade, durch Kritik einer Erzählung nahezutreten, die so die kindliche Anmut eines Märchens mit feiner Beobachtung des Tieres verbindet.

[147]) Außer den erwähnten Beispielen cf. D.K. 336, W.H. 555, Sem. 310, Kal. 1846, 8 ff., wo er mit ergötzlichem Humor das unbekümmerte Spatzendasein schildert.

(D.H. 326 f.)[148]) Sie trauert mit um das Sterben des Herrn, wie Grünewald ja auch feinsinnig in seiner Predella des Isenheimer Altares die Landschaft selbst als ein Stück mittelalterlicher Marienklage auffaßte; sie freut sich und jubelt mit an den Hochfesten der Kirche.[149])

## Die metaphysisch verdüsterte Naturauffassung.

Neben dieser sieghaft optimistischen, steht oft eine herbe, düstere Naturbetrachtung. Die Welt, wie sie sich den Sinnen darbietet, ist nicht nur Offenbarung, sondern zu gleicher Zeit auch Verbergen, Verhüllen Gottes. Von menschlicher Schuld fiel auch ein Schatten auf die Natur. Er trübte den Glanz der jungen Schöpfung. Die keimhaft in ihr angelegte Schönheit kann sie nicht zum Licht entwickeln; ja sie bleibt nicht nur latent, das Böse, die Dämonie wird zu einer realen Macht. „Auch das romantische Naturgefühl ist kein harmonisches, einheitliches geworden. Hier ist die Natur das Abbild Gottes, das Kunstwerk, die Künstlerin, dort das dunkle furchtbare, dumpfe Chaos der Mächte und Kräfte; hier das Licht, der Geist, dort die Nacht, der Stoff; hier das Leben, dort Tod; hier Gott, dort Satan.[149a])

### Vorbemerkung.

Alban Stolz' düstere Naturanschauung liegt stark begründet in seiner Veranlagung, erwächst immer stärker aus eigensten Gefühlserlebnissen und wird vertieft durch die geistige Atmosphäre der Zeit. Schon in sein frühes Jugendland wirft das lebendige Bewußtwerden seines wogenden Vorstellungslebens düstere Schatten. Eine absonderliche Phantasie, „gespensterhaft" nennt er sie selber, bereiten seinem weichen Gemüte bange Stunden. „Es haust in mir ein dunkler, finsterer Geist, oder vielmehr ich bin es selbst. In unbestimmten, halb gekannten Vorkommnissen fürchte ich gar oft das Schlimmste." (W.d.S. 45.) „Ich weiß noch aus der frühen Kindheit, daß ich manchmal entsetzlich von meiner Einbildungskraft gewürgt wurde." (Bd. 10, S. 274.) Dazu gesellte sich das Gefühl eines unaussprechlich trüben Verlassenseins. Die verschlossene, gefühlsarme Art der Menschen seiner Umgebung hinderte die Aussprache seiner feinen, sensiblen Seele. „Sein durch und durch dichterisches Wesen wurde nicht

---

[148]) Früher freilich, vergl. W.d.S. 421, hatte er gemeint, „diese ganze Ansicht sei vielleicht nur ein windiges Spiel von Phantasiegedanken, wie Wirbelwind Staub und Blätter zu einer beweglichen Säule auftürmt."

[149]) Auch bei Ambrosius ist es eine beliebte Spekulation, daß alle Elemente, besonders die Sonne, die Auferstehung des Herrn mitfeiern. (De mysterio Paschae Ep. 2.) Dasselbe findet sich bei Fortunatus (Carm. 8 VII), Sedulius Scotus Notker vergl. Ganzenmüller, a. a. O., S. 85).

[149a]) cf. S. Schultze, a. a. O., S. 25 f.

verstanden“ [150]), und zu tiefst einsam irrte er umher mit der stets wachen Klage über seine „frierende Seele“. „Wenn ich einsam bin, dann senken die tötenden Sorgen ihre kalten, erstickenden Flügel auf meine angstvolle Seele herab.[151]) Psychologisch ist es leicht verständlich, daß bei diesem Mangel an Gedankenaustausch sein reiches Innenleben sich seine eigene Welt baute; sein phantasiereiches, gefühlsstarkes Temperament, die Neigung zum Grübeln, den Hang zum Düsteren immer ungehemmter entfalten konnte. Geradezu krankhaft hat er sich in sein Phantasie- und Gefühlsleben zurückgezogen.“ Eine tiefe Melancholie ist über seine ganze Jugend gebreitet; eine Zeit unendlicher Seelenpein und grenzenloser Einsamkeit. Sie warf ihre Schatten noch bis in die spätesten Tage. „Meine Seele hat zu tief gelitten in der Jugend, sie kann nicht mehr recht genesen und nicht mehr recht frisch und freudig werden.“ [152])

Besonders in der Freiburger und Heidelberger Studienzeit überfielen ihn grüblerische Einfälle und selbstquälerische Not wie arge Dämonen. Da durchlitt er die ganze Qual des Ringens um zwei Welten: Gott und Mensch. Aus seiner eigenen zwiespältigen Seele heraus, bei eigenem Erleben von dauernd sich widerstreitenden Kräften: von Geist und Stoff, Gnade und Fluch, vermochte er die dunkle Zerrissenheit der Schöpfung lebhaft nachzuempfinden. Tag für Tag brachte er nach seinen Aufzeichnungen in seelischer Spaltung, in einer „beinahe höllischen Seelenqual“ zu. „Mir war der Himmel finster und drohend in den schönsten Jahren, ich wünschte in das Nichts zurückkehren zu dürfen und mit Entsetzen fand ich auch einmal den Wunsch in mir, daß es keinen Gott geben möge. . . . Noch jetzt denke ich mit innigem Mitleide an das arme, krankhafte Kind, das eine Waise seitens der Erde und des Himmels, ohne Gott und ohne Menschen umherlief und an sich selbst nagte und genagt wurde von zahllosen Schlangen und Gewürm quälender Gedanken.“ (Bd. 10, S. 298.)

Aus der Freiburger Studienzeit stammen die Tagebuchberichte: „die Farben der Zukunft werden alle schwarz und düster . . . . der traurige Tod erscheint mir als wünschenswert.“ In diesen seelischen Wirren ist es ihm, „wie wenn ein böser Geist seine Seele in einen Abgrund hineinjagte, vor dem sie zurückschaudert und doch hineinläuft, als sei sie wie ein Vogel, der sich wahnsinnig in den schrecklichen Rachen der Klapperschlange hineinwirft.“ (Bd. 10, 298.) In Heidelberg schrieb er, dreiundzwanzigjährig: „Könnte sich die Seele wohl auch verbluten? Ich glaube, die meinige würde es tun.“ Die Melancholie, der Grundakkord seiner Seele, fand reichen Ausklang in seinen mannigfachen trüben Gedanken über den Wechsel und das Vergehen

[150]) Hägele, a. a. O., p. 29. [151]) Nachtgebet, 298, Bd. 10.
[152]) W.d.S., p. 296.

aller irdischen Schönheit. Dazu gesellte sich der Einfluß der Zeit. Diese Stimmungen waren vor allem den Romantikern geläufig, sie waren für sie typisch, ja man kann sagen, ihre ganze Kunst schwang zuletzt in diesem Rhythmus. So war es vor allem bei Novalis, wenn er sagt: „der Tod ist das romantisierende Prinzip unseres Lebens, das Leben ist der Anfang des Todes." [153])

Diese romantisch pessimistischen Gedanken nährte, wie Jean Paul, so später Schopenhauer, Ludwig Feuerbach und Heinrich Heine mit seinem „Weltschmerz". Alles Schöne ist für Alban Stolz nicht nur vergänglich, sondern in sich krank. Auch die österreichische Literatur (Lenau, Raimund, Grillparzer) fand die Urbilder ihre Pessimismus in der Romantik.[154]) Klarsten Ausdruck fand sie bei Stifter in „Gang durch die Katakomben". Zu dieser Eigenart gesellte sich bei Alban Stolz das bewußte Wollen, sein Denken in selbstquälerischer Weise zu zergliedern." „Mir geht es bald, wie es dem unseligen Faust bei Goethe ging, nirgends habe ich Ruhe und Zufriedenheit. Das feinste Gewebe des Geistes und der Welt möchte ich durchdringen, wie ein böses Gewissen verfolgt mich überall der Wunsch: wenn ich nur das innerste Wesen Gottes und meiner feinsten Gedanken ergründen könnte." (Bd. 10, S. 297.) „Er ist ein einzigartiger Selbstbeobachter, der in beispielloser Zähigkeit, von frühen Jahren bis zum späten Alter sich selbst erforschte, das „Gespinst" des Innenlebens „auseinanderzerrte", „zergliederte", viele Jahrzehnte, bevor es eine Tiefenpsychologie, Individualpsychologie und eine Psychologie des Unterbewußten, eine Psychoanalyse gab." [155]) Wie Heinrich v. Kleist interessierten ihn die geheimnisvollen Wirkungen der Natur, die verderblich im Menschen gegen ihn selbst arbeiteten. „Die Erfahrung beweist ihm das Vorhandensein einer dem Bewußtsein entzogenen lebendigen Tiefe.[156]) Er selbst hat das Hineinragen der Geisterwelt in die Menschenseele empfunden. Es verstärkte sich in ihm die Einsicht, daß sein Nervengespinst nicht ausschließlich sein Eigentum, sondern auch Besitz von unbekannten Wesen sei. Gleich Tieck und Mörike vermochte er dem geheimnisvoll wunderbaren Leben den stärksten Widerhall in seiner reizbaren Psyche zu geben. Er erkannte recht wohl die Gefahr, „die die krankhafte Sucht, am Schlüsselloch ins Geisterreich herumzubohren",[157]) mit sich bringt. In dieser Neigung bestärkte ihn der Geisterglaube Görres, Jean Pauls, Schellings. In einem durchgeführten philosophischen System fand er bei Görres eine Mystik, über die sich jeder Zauber und Schrecken der Natur breitete, eine merkwürdige Auffassung.

---

[153]) Ernst Bertram, a. a. O., S. 8 ff.
[154]) Daneben allerdings auch bei Byron.
[155]) L. Bopp: Alban Stolz als Seelenkundiger, S. 28.
[156]) Derselbe, S. 30.
[157]) An Julie Meinecke Briefwechsel, S. 206.

die die Geschichte der Menschheit „in ihrem Kampf mit Dämonen und ihrer Sehnsucht nach dem Himmel, verschworen mit dem Bösen und bestimmt für das Göttliche", vor ihm entrollte. Auch Jean Paul bezweifelte nicht im geringsten die Existenz von Geistern.[158]) Schelling hatte auf Baaders Rat den alten Mystikern seine Aufmerksamkeit zugewandt. „Die reichen naturphilosophischen Ideen und phantasievollen Grundanschauungen eines Paracelsus und anderer mittelalterlicher Denker findet man bei ihm wieder." [159])

Die Tagebücher erwähnen außerdem die Lektüre von Daumers Geisterreich und Kerners „Seherin von Prevorst". Das Okkulte ist ihm eine tatsächlich existierende, außerhalb des Menschen liegende Macht. „In meinem höchsten Rationalismus stieg ein anderer Glaube in mir auf, nämlich . . . daß uns oft Geister umwehen, wenn auch unsichtbar." [160]) Es mag mehr als nur Aberglaube und leere Einbildung sein, was unsere Vorfahren von Erdmännchen, Seenixen und Bergkobolden erzählen. Die Gestalt und das Gebahren derselben ist freilich erdichtet, aber das unsichtbare lebendige Wesen da und dort in der Natur walten, das mögen jene Menschen inne geworden sein, weil sie für Wahrnehmungen des Naturlebens nicht durch Überkultur verkleistert waren wie unsere Buchgelehrten.[161])

### Auf der Natur lastet ein Fluch.

Für Alban Stolz liegt ein schmerzlicher Schimmer über der Natur. „Ihre ursprüngliche, unschuldige Schönheit ist vernichtet, in ihr selbst liegt das Böse gebannt." Eine vorurteilsfreie, unmittelbare Weltanschauung zeigt, daß ein Fluch über der Natur schwebt und sie an einer Vergiftung krankt und selbst vergiftet ist.[162]) Wie in Tiecks Märchen vom Runenberg ein fürchterliches Ächzen anhebt, wenn eine Pflanze aus der Erde gerissen wird, so hört auch seine feine Seeele allüberall die Klagen und Seufzer über das Unglück der Natur. „Wie die idealste Schönheit in den körperlich höchsten Götterstatuen Griechenlands alle einen Ausdruck der Wehmut haben", so kündet sich ihm dasselbe in der Natur an, wenn sie sich in ihrer größten Schönheit zeigt. „Die Natur selbst trauert und trägt Leid. Sie ist wie die Menschen in einem krankhaften Zustande und in dieser Hinsicht wäre die Erde gleichsam ein Mensch im Großen." [163]) Schwermut ist ihr Grundton, ein Schmachten und Sehnen, „ein Gefesselt- und

---

[158]) Nerrlich, S. 80.
[159]) C. Floeck: Die Elementargeister bei Fouqué und anderen Dichtern der rom. und nachrom. Zeit, S. 6.
[160]) Nachtgebet, S. 312. [161]) cf. Sem. 63 ff. Span. 5, 125 f.
[162]) D.Kr. 95, Kl. II 179 f.
[163]) Nachlese aus meinen Tagebüchern, S. 398.

gleichsam ein Verwunschensein" ist in ihr. „Ihre unbeschreibliche Schönheit kann sie nicht entfalten, nur hier und da ahnen lassen; wie ein Schmetterling ist sie noch in eine enge Puppe eingeschlossen.[164]) Das achte Kapitel im Römerbrief ist ihm eine „wunderbare, ahnungsreiche Offenbarung über die Natur und ihr Leben": „Wir wissen, daß die ganze Natur zusammenseufzt und in Wehen sich befindet bis jetzt." Ihre Unerlöstheit klingt „aus dem Mittag eines hellen Sommertages, aus dem leisen Wehen der Luft, dem Verglühen des Abendrotes, wie aus der stillen Sternennacht; fast totenartig kommt einem alles vor, leise steigt wie die Sehnsucht selbst ein silberner, duftiger Schleier in die Höhe, wie eine stille, abgestorbene Seele.[165]) Einen melancholischen Hauch von Trauer und Tod, Verwitterung und Verwesung schien ihm das dunkle Grün der Blätter auszuatmen; es war ihm oft fern und fremd, er argwöhnt, daß die schönere und angemessenere Farbe verloren gegangen sei seit Paradiesestagen. In kahlen, von Laubpflanzungen freien Gegenden, glaubt er den Fluch besonders dicht angesammelt zu sehen. „Ratifizierter Fluch" schien ihm über Afrika zu ruhen, wo die Natur infolge großer Wärme besser offenbaren kann, was in ihr liegt." [166])

Bösartig und unhold in sich selbst ist die Natur geworden. „Sie ist wie ein in Fieberkrankheit bald aufgeregtes, bald in tiefe Schwäche versunkenes Wesen, bald rafft sie sich auf und tobt gegen jeden, der sich ihr naht, bald wütet sie gegen sich selbst in Erdbeben, Eruptionen und im Gewitter, wie wahnsinnig zerstört und zerschlägt sie ihre eigenen Blüten und Früchte.[167])

Oft findet sich der Gedanke eines organischen Verbundenseins der Menschheit und Tierwelt in Hinsicht auf Schuld und Ahndung der Schuld. „In allen drei Reichen der Natur gibt es Geschöpfe, welche die Schattenbilder des Sündenfluches nach allen Beziehungen sind." [168]) „Bis in die Tierwelt hinein wallen die Unglückswellen, und in zahllosen Variationen wird auch sie vom Unheil ergriffen, desto gewisser und stärker, je näher sie dem Menschen steht." [169]) So hatten es auch die Romantiker und unter ihnen vor allem Schelling und Bettina empfunden. Schelling hatte den Wehruf über den Schmerz in der Natur ausgestoßen, den er selbst im Antlitz der Tiere ausgeprägt fand und Bettina klagt: „Wenn man so einsam nachts in der freien Natur steht, da ist's, als ob sie ein Geist wäre, der den Menschen um Erlösung bäte; besonders das Tier, das Reh in den Winter-

---

[164]) Ebenda, S. 398.

[165]) Ebenda, S. 398. cf. J. Kerner: „Lausch' der Aolsharfe nur, Schmerz ist Grundton der Natur." S. Schultze, S. 121.)

[166]) Vertieft ist diese Anschauung durch seine Lektüre von Barth's und Livingstone's Reisen in Zentralafrika.

[167]) Dürre Kräuter, S. 16. [168]) Besuch bei Sem., S. 178.

[169]) Ebenda, S. 279.

nächten.[170]) Der auf der Natur ruhende Fluch wirkt sich besonders dem Menschen gegenüber aus. Ihre starren ehernen Gesetze kümmern sich nicht um den Menschen. „Die Natur geht ihren Gang, bleibt ewig fest, es mag das Spiel der Gedanken und Gefühle des Menschen da oder dorthin wogen, an ihren seelen- und mitleidslosen Gesetzen zerschellt Phantasie und Begeisterung so mancher Menschen und sinkt wirkungslos zurück wie Meereswellen am Felsgestade. Die Natur wird niemals schwach in der Liebe, streng und schroff weist sie das Gelüst und Gespiel der Menschenpläne zurück." (W.H. p. 9 ff.)

Durch die Schilderung des erhabenen Gegensatzes, des Reichtums, der Schönheit und der Unendlichkeit der Natur zu dem einzelnen, kleinen Menschenschicksal, hat er dieses unbekümmerte Geringschätzen, ja eine gewisse Ironie plastisch gestaltet. „Wenn unter deinen Augen ein schönes, herrliches Tal liegt, von Busch und Wald, von Feld und Bach durchzogen, und ein blauer Himmel mit silbernen Wolken darüber sich wölbt, so mag einem dieses gar freundlich und schön vorkommen; aber es mag in jenem Tal ein Mensch liegen, den die Krankheit mit unsichtbaren Krallen packt und quält und ängstigt, er mag im Todeskampfe sich wälzen, es mögen Hunderte dahinsterben, der Bach fließt fort, die Wolke zieht und heiter singen die Vögel und blühen die Blumen. Die Natur trauert um ihren vom Thron gestürzten Herrn so wenig als um das unbedeutendste Insekt, wenn es zertreten wird." [171]) Sie singt ihr ewig gleiches Lied zu wonnigen und peinvollen Stunden des Menschen; „sie bleibt ruhig und lacht zu dem Blut und Mord und unzähligem Schmerz eines Menschenkrieges." (W.d.S. S. 137.)

Die Natur ist nicht nur teilnahmslos, „sie hat sich dem Menschen direkt feindlich gegenübergestellt". Der über sie ausgesprochene Fluch wirkt in dem, was sie schafft. „Sie scheint das Gute und Schöne nur ungern, widerwillig zu spenden. Sie gönnt dem Menschen nie in der Länge die Freude an ihrer Freundlichkeit. Bald macht sie ein häßliches und finsteres Gesicht, im Süden kocht sie alles in heftiger, grimmiger Hitze, im Norden geht das Leben kümmerlich in eisiger Kälte zugrunde, sich selbst überlassen bringt sie keine süße Frucht, wohl aber wildes Unkraut und Dornengesträucher." [172]) „Die große Überzahl aller Substanz und Kraft in der Natur gehen ihren eigenen Weg, losgetrennt vom Menschenwillen." [173]) Die Natur haßt die Vernunft der Menschen, die sie damit zu unterjochen streben. Wie klein ist menschliche Größe ihr gegenüber, wie nichtssagend mit Rücksicht auf die unabänderlichen kosmischen Gesetze. „Je mehr der Mensch die

---

[170]) Verwandte Anschauungen finden sich bei Baader, Daumier, J. Kerner, Ringseis. (cf. k. Huch: Das Tier in der romantischen Weltanschauung, und a. a. O. Bd. II, S. 115 ff.)

[171]) Kal. 1884, S. 42 ff. [172]) D.Kr. 203. [173]) Wilder Honig, S. 14.

Natur mit Verstand und Macht zu überwältigen sucht, desto schrecklicher wütet sie gegen ihn, wenn es ihr gelingt, seine Ketten zu zerbrechen.[174]) Was er in mühevoller Arbeit ihr abgerungen, was monatelanger Pflege bedurfte und nun goldig der Ernte entgegenreift, das zerstört die Natur in wütender Schadenlust in weniger als einer Stunde durch ein Hagelwetter",[175]) und mit Gleichmut und Unbefangenheit webt sie wieder den Pflanzen- und Waldteppich über die Stätten der Vernichtung. So stolz er sonst davon überzeugt ist, daß die Herrlichkeit der Natur für den Menschen da ist, so erbarmungslos zwingt er ihn alsdann auf die Stufe einer armen, machtlosen Kreatur, dessen Wille die grausame Trotzigkeit der Natur hemmt. „Es wird überhaupt kein Geschöpf sein, welches in der Art von der Natur verfolgt wird wie der Mensch, wie wenn die Natur ein losgelassener Sklave wäre, wie wenn sie wild über ihn wäre, daß sie ihm solange nachstellen mußte und ihn so spät erst bekam, läßt sie in der Verwesung den höchsten Grimm an ihm aus.[176])

Überall schlummert das Unholde unter dem Guten. Unheimliche Naturgeister suchen überall den Menschen zu umgarnen. In dieser Auffassung eint er sich mit der Naturanschauung gewisser Romantiker. Arnim, Fouqué, Tieck, Annette v. Droste-Hülshoff und eine Zeitlang auch Eichendorff glaubten an die elementare menschenfeindliche Seele der Natur. Sensibel, stark empfänglich, sucht Alban Stolz mit ihnen das geisterhafte Dämonische der Natur zu erspähen.

Mit Jakob Böhme und Ludwig Tieck sind auch ihm die verderblichen Mächte der Natur gefallene Geister. Gute und böse Mächte liegen ihm rings im Kampfe um die Menschen, „weicht der schützende, dann stürzt der feindliche auf den Wehrlosen herab." [177]) Der Luftkreis ist ihm von vernünftigen Wesen belebt, aber „auch von Lufttieren, welche nur einen Luftleib haben. Besondere Zustände der psychischen und physischen Konstitution machen den Menschen für die verschiedenen Gattungen derselben zugänglicher".[178])

Das Innewerden des geisterhaft Dämonischen bedingt die dunkle, aber auch die monderhellte Nacht. „Eine Mondlandschaft des Romantikers hat immer den Charakter des Unheimlichen, etwas von jenem Grauen der Natur, welches den Menschen in ihre Schmerzen, seine Freiheit und Geisterklarheit in ihre Gebundenheit und Finsternis hinabreißt.[179])

Das unheimlich Gespenstische des Mondes hat Alban Stolz stark empfunden. Schon die bloße sinnliche Erscheinung desselben ist ihm zuwider. Er betrachtet ihn als „einen

---

[174]) Lichte Höhen, S. 137. [175]) Witterungen der Seele, S. 137.
[176]) Predigten, Band 19, S. 221. [177]) Witterungen der Seele, S. 329.
[178]) Witterungen der Seele, S. 322.
[179]) Haym, Romantische Schule, S. 694.

höchst trostlosen Körper, noch wüster als ein ausgedorrter Fels in der Wüste, er scheint ihm in Fels und Stein dasselbe darzustellen, was das Tote Meer in Wasser, eine verfluchte Stätte.[180]) Plastisch ausgemalt kehrt dieser Gedanke häufig wieder. So scheint ihm auch die „unbeschreiblich schwermütige Einöde von Kastilien kahl aus Krankheit und Altersschwäche, mit nacktem Boden, ausgefressen und abgeweidet, trostlos mit ihrer Feuerfarbe, „diese umgekehrte Sündflut", wie kein Teil der Erde der düsteren Mondlandschaft zu gleichen.

Das dämonisch Bannende seines Lichtes verstärkt den Eindruck des Unheimlichen. Wie für Tieck in „Runenberg" hat für ihn die Landschaft im Mondenschein etwas Spukhaftes. „Es ist merkwürdig, wie sein Vollschein giftig auf die Erde herabwirkt, feindlich den Pflanzen und Menschen." Er fühlt in diesem Glanz geistig und physisch ein Unbehagen, eine Unheimlichkeit, etwas Bösartiges, etwas so eigentümlich Widriges, das er nicht genauer bezeichnen kann, weil er keine Ähnlichkeit findet.[181]) Die Erde kommt ihm darin vor wie ein Totengerippe. Anklingend an alte Mythologien sieht er im Mondenschein elementare Mächte. „Dieses Hineinschauen in seinen Glanz, wie er über weite Wiesen sein silbergrünes Lichtgewebe spinnt, weckt zuweilen in mir das Ahnen, als spielten in diesem Mondschein Wesen, die für unser Auge unsichtbar sind, weil der Leib aus ätherischer, imponderabler Substanz gewoben ist, Tiergespenster oder Wesen, deren Seele und Lebensart durchaus anders ist als alles, was wir kennen.[182]) Er ahnt sie „nach demselben Prinzip, nach dem die Alten ihre Naturgewalten vergötterten, nicht sowohl durch Abstraktion und Personifikation der sichtbaren Naturgegenstände, als vielmehr durch Ahnung von lebendigen Wesen, die unsichtbar durch die Natur schreiten.[183])

Auch die Finsternis der Nacht birgt Unheilvolles. Auf seinen stillen, nächtlichen Krankenwegen hat ihn ihr geheimnisvoller, banger Schauder zuweilen ergriffen. „Das stille, schlafende Dorf und die noch stilleren, wachen Sterne und das seltsame Heben und Sinken des Lichtleins, als tät es tanzen einen Totentanz und das Rauschen des Nachtwindes im Laub und des Baches im Gestein, der dem Sterbenden nahe Tod, das redet einem gar seltsame Dinge ans Herz, daß es einem ankommt schier wie ein Schauer, als werde der Vorhang der Ewigkeit einen Augenblick in die Höhe gehoben, ich schaue hinein in ihre Tiefen und ihre Rechnung und ihr ewiges Vergelten, als ginge das Gericht Gottes vorüber und auch ich werde zertreten unter seinen

---

[180]) Wilder Honig, S. 96. [181]) Wilder Honig, S. 96.
[182]) Wilder Honig, S. 469.
[183]) Spanisches, S. 270. Auch Annette spricht vom „giftigen Hauch", von der „Vampirzunge" des Mondes in der „Vorgeschichte".

Füßen.[184]) Aber darüber hinaus wandelte ihn zuweilen „ein Entsetzen an vor den Tiefen der Nachtnatur, wenn er spät von seiner Turmwohnung zu Neusatz in den Garten hinabschaut; es scheint ihm Ähnlichkeit zu haben mit dem Entsetzen, welches den Menschen manchmal vor dem Tode packt.[185]) Er spricht von der „Wolfsschlucht der gottlosen Nachtnatur", in der sich Gewalten regen, die noch der abgeschiedenen Seele nachstellen. Das Altertum scheint ihm dieses Gespenst gleichsam ans Tageslicht gebracht zu haben in der Physiognomie des Medusenhauptes, in dessen Ausdruck ihm eine so merkwürdige Gespensterhaftigkeit liegt. „Es ist nichts Tierisches, nichts Teuflisches, nichts menschlich Boshaftes, nichts Ergrimmtes oder zornig Aufflammendes — es ist ein ganz neues, bisher unbekanntes Wesen, eine Fleisch und Person gewordene, unheimliche, unterirdische Naturkraft, die ihren Kopf urplötzlich in die Sichtbarkeit hineinstreckt." [186])

Dämonisch Finsteres beherbergt die nächtliche Gebirgsnatur. Ihr geheimnisvolles Leben hatte er auf seinen Reisen kennen gelernt, im bewußten Aufsuchen einsamer, verworrener Pfade nach echt romantischer Art. Er hatte geweilt in der wilden, grandiosen Erhabenheit der Alpenwelt, zwischen den zackigen Rissen und zerklüfteten Schluchten der Abruzzen, in den Pyrenäen, „mit ihren wilden Bergknochen, krummen Zähnen und Hörnern.[187]) „Schon äußerlich erschienen sie ihm als „Riesengespenster", starr und düster, und die Sierra mutet ihn an „wie ein dämonisch närrischer Gedanke, ein verrückter Einfall". Die großen finsteren Berge im Schatten des „zweideutigen Mondlichtes" erschienen so mächtig und schwarz und drohend, „wie die Leiblichkeit der entsetzlichen Gewalten der Natur und der Nacht. Es durchschauerte mich als unmittelbare Nähe, wie in der Natur große, geisterhafte Kräfte seien, die den Menschenwesen höchst feindlich sind".[188]) Es gähnt aus der Tiefe und dem Dunkel die Seele an, als streckten unheimliche, von Gott abgefallene Naturgewalten halb dämonisch, halb träumerisch ihre Fangarme nach den Menschen aus.[189])

Auch im Nebel scheint ihm etwas Dämonisches, Böses zu liegen. „In seiner Häßlichkeit und steten Gegenwärtigkeit liegt etwas unsäglich Quälendes und durch das Auge die Seele Strangulierendes." (W.d.S. 291.)

Neben dieser offenen feindlichen Art der Natur schaut er mit vielen Romantikern versteckt unter ihrem lieblichsten, freundlichsten Antlitz etwas listig Bezauberndes. Dieses heimlich Lockende hat er deutlich mit „schöner Sirene" personifi-

---

[184]) Kalender 1866, S. 103.
[185]) Dürre Kräuter, S, 494.
[186]) Spanisches, S. 271.
[187]) Spanisches, S. 158.
[188]) Dürre Kräuter, S, 494.
[189]) Spanisches S. 271.

ziert. Er kennzeichnet sie damit in ihrem doppelten Gehaben: das schön, lieblich, aber auch blendend, falsch ist.

Etwas dämonisch Aufreizendes und Aufreibendes liegt in dem Locken der Natur, das oft soviel verspricht und dennoch das Gemüt nicht so bereichert wie es versprach. Das seelische so hoch gespannte Hoffen sinkt alsdann zurück in Wehmut und Trauer. Dem romantischen Menschen blieb überhaupt die Natur „ein seelisches Fernbild, das selbst in Augenblicken körperlicher Nähe wie ein innerlich Unnahbares, wie ein nie ganz eingelöstes Versprechen vor ihm steht.[190]) Diese trotz aller Naturliebe bestehende Distanz der Natur gegenüber hat auch Gottfried Keller empfunden, wenn er in der sogenannten „Heidelberger Grille" bemerkt: „Ich spekuliere just über die Art von Sehnsucht, welche das Anschauen eines schönen Landstriches in uns erweckt, denn schon oft glaube ich beobachtet zu haben, daß die schönste Landschaft gerade weil sie so schön ist, noch irgendeine Befriedigung unerfüllt läßt und irgendeiner unbekannten Ergänzung mangelt. Besonders die blaue Ferne tut dies aller Orten, sowie fern glänzendes Wasser. Ebenso überkommt einem das Gefühl in einem tüchtigen stillen Wald, wenn man allein ist." (Bd. I, 462 ff.)

Alban Stolz, in beständige unruhvolle Bewegung gehalten durch die Tatsache, „daß nicht die Dinge in der Ferne, wohl aber die Ferne an den Dingen lockt" die zu erreichen niemals möglich, spricht so oft in klagender Resignation von dem „krankhaften Dürsten" nach der Ferne und „dem melancholischen, süßen Schmerz" und „ungestillten Schnen und Ahnen", die die Natur von neuem in ihm erweckt.

„Es ist keine Ruhe und kein Frieden in der Natur, in kurzen Zügen gibt sie halben Genuß" (W.d.S. 28). „Wir stehen vor der Natur, wie hinter undurchbrechbarem Glas, wie Tantalus — sie zieht uns und lockt uns mit unendlichem Liebreiz und wir können sie nicht voll genießen und so erwacht der Trieb beim Anblick fernen Gebirges fort hinzuwandern, und sind wir dort, so bleibt der Durst ungelöscht, und treibt vergebens nach anderen Himmelsstrichen." (W.d.S. S. 28.)

### Das bezaubernd Verführende der Natur.

Aber die Natur verspricht den Sinnen und dem Gemüt nicht nur mehr als sie geben kann, sie wird bisweilen zu einer, die Seele von Gott ablenkenden Verführerin. Sein weiches, hingebungsvolles Gemüt bangt oft vor diesem dämonisch Verderblichen. „Wer weiß es zu sagen, ist es Gott, der durch die Natur so selig zu mir spricht oder ist es eine Sirene? Wer als Engel des Lichtes sich verstellen kann, kann es auch im Farbenschimmer der Natur. Soll ich dem lieblichen Augenblick glauben? Ist er nicht ein

[190]) Simmel, bei E. Bertram, S. 81.

Rausch, eine Schmeichelei, Täuschung, eine süße flüchtige Musik, die der Frühling in der Aeolsharfe meiner Nerven antönt? Ist es nicht ein berückender Gesang aus leichtrieselndem Blut, der mein Gewissen in tiefen Schlaf versenkt?

Eine ungeheure Lüge, ein Idol, eine Fata morgana von einem Gott, der garnicht existiert . . . ein *δαιμονιον* was ich anbete?" (W.d. S. 439.)

Außer dem Schweigen der schneeigen Winternacht scheint ihm oft jeder Naturanblick etwas Sirenenhaftes zu besitzen, was das Herz des Menschen ansingt und lockt, die Erde zu lieben und in ihr Leben wohlig unterzutauchen." „Betäubend wie Chloroform wirken diese gefühlsüberschwemmten Stimmungen." (W.d.S. S. 214.)

Das zauberisch Bestrickende hat für ihn bisweilen sogar der Wald. Da erwacht „das magnetische Naturleben in der Seele, und sie vergißt Gott und sich selbst'. D.Kr. 448.) Längeres langsames Gehen in Waldesdämmerung wirkt wie feine Berauschung der Phantasie, im Wald wird ein Naturalkohol gebraut. (W.H. 297.)

Besonders oft fühlt er, daß er dem Zauber des Wassers und der Gebirge gegenüber seine Selbständigkeit verliert. „Es zieht fort und fort zu sich hinein, es faßt die Seele wie der Westwind ein loses Blatt, wie der Bergwald den Nebelstreif." [191]) Es ist ihm, wie wenn es mit stets neuer Jugendkraft und Schönheit das lockende Lied des Weibes aus der Tiefe an ihn hinsänge und er wäre der Fischer, der am Ufer sitzt. (W.d.S. 98; D.Kr. 59.)

Diese Erlebnisse machen es ihm deutlicher, daß es eine Liebe zur Natur gibt, welche den Schöpfer darüber vergißt, jedenfalls weniger beachtet. (D.Kr. 184.) „Wie die Natur uns nie befriedigt, so will sie eifersüchtig ihre Verachtung nicht dulden und uns zu Gott lassen; sie ist die tausendjährige Sirene, die sich jährlich schmückt mit wundervoller Herrlichkeit und leise Millionen hold an sich und in Tod und Verderben zieht. (W.d.S. 28.) Es scheint ihm etwas Unchristliches in dieser Naturversenkung zu liegen, „die Seele fühlt sich dadurch oft so unendlich heimisch und wohl auf Erden. Tod und Ewigkeit sind so aus Sinn und Gedanken wie Eis und Schnee im Frühling. Man zimmert sich eine irdische Heimat und sieht die Kulissen für das Wohnhaus an, wo der Geist verschläfert in Naturträumen und Vergessen seiner Bestimmung. (D.H. 295.)

### Elegie auf die Vergänglichkeit.

Alban Stolz' melancholisches Sinnen, seine tiefe bewußte Angst, den Ewigkeitsauftrag seiner Seele zu erfüllen, gab diesen Lockungen oft eine starke Wendung ins Pessimistische durch die Vorstellung vom großen „Triumph der Vergänglichkeit".

---

[191]) cf. S. 26.

Sterben, Vergehen ist der unerbittliche Sold der Sünde, den auch die Natur, mit hineingerissen, zu zahlen hat.

„Wie Alban Stolz aus dem freisinnigen Studenten, dem außer Gott und Unsterblichkeit alle religiösen Fragen offenstanden, zum ernsten, düstern Mahner geworden, ist trotz aller Tagebücher schwer zu sagen." Mit „tiefer Trauer umhüllt" wie „schwere Wolken" liegt das Bewußtsein auf ihm, das alles Leben, alles Schöne „schnell und unwiderbringlich dahinbraust, daß jeder Tag eine Ephemeride, ein kurzer Traum, eine schnell vorübereilende Welle ist. Die ganze Natur scheint ihm das Schöne nur hervorzubringen, um durch sein Auslöschen unsere Seele schmerzlich zu bewegen." (L.H. 180.) Die ganze Welt wird ihm zu einem Totenbuch: „habe nur die Augen offen und wolle auch sehen, was darin steht, überall hat der Tod wie ein Handwerksbursch oder Büblein, das erst schreiben gelernt hat, seinen Namen hingeschrieben." [193]) Er erkennt den symbolisierten Gehalt im Anschauen der flüchtigen Meereswellen, der verblühenden Bäume, des welkenden Blattes, des müden Schmetterlings, des Sonnenunterganges, der ziehenden Wolken.

Gerade im Anschauen der herrlichsten Landschaften ergreift ihn „diese unaussprechliche, entsetzliche Wahrheit", mitten in der Frühlingsfeier erklingt dieser schwermütige Baß. „Je schöner ein Gebild, desto schneller eilt es vorüber. Sei noch so schön, du heutiger Tag, was tue ich mit dir? In deiner Schönheit blickt mich schmerzend das Todesmal an, die flüchtige Vergänglichkeit." (W.d.S. 83.) Ach, das schmerzt mich oft im Anschauen der himmlisch schönen Gegenden, das alles nur kurzen Bestand hat wie eine Blume, daß die Schönheit verweht wie ein Ton, wenn er ausgeklungen hat. (L.H. 180; W.d.S. 552.)

Diesem elegischen Zug entspricht seine Vorliebe für einsame, verworrene, erstorbene Plätze vor allem für zerfallene Burgruinen. So oft gedenkt er dieser stillen Zeugen der Vergänglichkeit in seinen Jugendlanden. Ein poetischer Zauber liegt über seiner Schilderung zu Beginn der Elisabethlegende. „Schon manchmal bin ich auf einer alten Burg gesessen, und wenn ich genug hinausgeschaut hatte in die weite Landschaft, zu den Bergen, in die Täler, über Feld und Wald zu Bach und Fluß und Ortschaften, bis hin, wo Himmel und Erde für das Auge zusammenschmelzen: da kehrte eben Blick und Betrachtung von der Ferne zurück zu dem alten grauen Gemäuer ringsumher. Und eine andere Ferne stieg vor der Seele auf, die ferne, tiefe Vergangenheit von Jahrhunderten. Wo sind die stolzen Ritter und Edelfrauen, welche einmal auf der Burg gehaust haben? Wissen sie davon und können sie schauen, wie ihre vormals prächtige Wohnung jetzt nur noch ein zerbrochenes Gestein ist, woran das

---

[192]) J. Bernhart, a. a. O., p. 704.

[193]) Kal. 1813, S. 18 f.

Efeu aufrankt und die Eidechse still sich sonnt? Auf der Zinne des Turmes wächst Buschwerk und ein Tannenbaum ragt empor, wo einst die farbige Standarte aufgepflanzt war, der Burggraben ist aufgefüllt mit Schutt und zwischen schweren, herabgestürzten Quadersteinen drängen sich Brombeerhecken hervor; vielleicht war er der Schloßgarten, und gingen einst fröhlich zwischen Blumen und Blümchen schön geschmückte Fräulein umher und spielten lachend die Kinder des Burgherrn. Aber ach, jetzt ist es öd und still, nur ein kurzer Schrei der Weihe, die in der Höhe kreist, trifft bisweilen das Ohr, und Windeshauch zieht leise durch das halbzerfallene Tor, durch die hohen Fenster und die alten Fichten, als wären es Seufzer der längst gestorbenen Burgherren, Seufzer, daß der Sturm der Zeit all die frühere Herrlichkeit zerstäubt hat. — Fast jedes alte Bergschloß bringt einem schwermütige Gedanken, wenn man einsam in den Ruinen sich umsieht, mag die Sonne noch so schön vom blauen Himmel scheinen, so glastet eben nur desto heller von dem alten Gemäuer die Inschrift: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt."

## Ausklang.

Von diesem Wissen um die Vergänglichkeit angespannt, nährt Alban Stolz in sich den Gedanken, daß „die ephemeren Dinge, wie sie das Leben durchflechten, nicht ausreichen, sein Wesen auszufüllen." (W.d.S. 264.) Bei der unverkennbar ernsten Stimmung seiner Seele sann er bewußt auf das Unveränderliche, Ewige, Göttliche. „Nur in Gott ist Ruhe und in ihm finde ich die Ideale von all dem Schönen, dessen Schlacke die Natur ist mit all ihrer Pracht." (W.d.S. 28.)

Der verstärkte Rhythmus seines innerlich geistlichen Strebens überträgt sich auf sein Naturbetrachten. Er spricht öfter von der „Tonlosigkeit", der „Weltmüdigkeit", der „eigentümlichen Herbstlichkeit", der „Art Welkheit", die die Spontaneität früherer Jahre rauben. Seltener mehr erhebt sich die „Gemütsflut", ihm ist, als sähe er die Natur nur mehr mit den Augen, nicht mehr mit der Seele, er empfindet eine Abgelöstheit von ihr, wie wenn die Seele über dem Irdischen schwämme. (W.d.S. 180.) „Die ganze Schöpfung spricht mich weniger mehr an, als wäre eben doch alles Sichtbare nur ein vorüberfliegendes Schattenspiel." Selbst auf seinen weiten Reisen ist es ihm zuweilen, als sei sein Gemüt ein Instrument mit gelockerten oder zerrissenen Saiten. (W.H. 196.) „Die Natur macht keinen überwältigenden Eindruck mehr auf mich, ich bin dafür geworden, wie der Baum im Spätherbst oder Winter, er steht kahl, grau und gleichmäßig da, es mag die Sonne scheinen oder Schneegestöber um ihn tosen. Wie in der Nacht und im Winter, selbst dem sinnlichen Auge eine andere, höhere Welt aufgeht, der unermeßliche Sternenhimmel, so mag die Seele,

einfacher und ungeteilter geworden, nach der ewigen Welt der Geister schauen. (Sem. 364, 159; W.H. 203, 286, 307; D.Kr. 195, 528, 539, 550, 552, 557.)

Auch mittelbar verrät sich zuweilen eine blassere Entferntheit von der Wirklichkeit, der religiös didaktische Zug drängt sich öfterer hervor, wenngleich ihn ein künstlerisches Feingefühl bewahrte, reflektierend einer kühl moralisierenden Betrachtungsweise zu verfallen.

Aber dennoch sind nicht eindeutig herbe, düstere Stimmungen das Finale seiner Natursymphonie. „In Wirklichkeit ist es Alban Stolz nicht gelungen, durch die bewußte Systematik strengen Denkens und Wollens den Künstler in ihm, der allzeit geneigt war, sich mit hingerissener hemmungsloser Freude in die Tiefen des Naturgenusses, ja der Naturtrunkenheit zu stürzen, ganz zu meistern. Die ursprüngliche unbefangene Art der Naturversenkung wurde nie ausgelöscht, freilich auch nie ganz organisch aufgenommen von der bewußten und gewollten Betrachtung des Theologen und Moralisten.[194]) „Von dem Streit seiner aszetischen und künstlerischen Seelenkräfte hat er oft leidvolle Kunde gegeben." „Es ist ein tiefer Zwiespalt in mir, schon lange her in meinem ganzen Wesen: das eine will Mensch sein, und das andere will Ernst machen mit dem Ringen nach dem Reiche Gottes. Es ängstigt mich schon lange, daß gerade dieses Schwanken fortgehen werde bis an das End' oder noch vollends das Weltliche zur Herrschaft gelange." (W.H. 524.) So oft gedenkt er wehmutsvoll „der Zeiten, da sein Wesen noch jung, ganz in dem Schoß der Natur ein halbschlafend, holdträumerisches Leben führte, ohne Zwist mit dem Geisterreich," der Stunden unbefangener Naturfreude auf den hohen Burgen der Heimat, des schmerzlich süßen Klagens der Äolsharfe. „So weich und träumerisch könnte meine Seele sich nicht mehr in den Tönen wiegen. . . . Ich bin nicht mehr ein Kind der Natur, ich habe mich losgewunden aus ihrem Schoß, und doch zehrt oft ein Heimweh nach ihr am Herzen. Ich habe lahm den Pflug ergriffen und schaue viel zurück. (W.d.S. 34.) Ich schwanke oft und weiß nicht, was recht hat, die Freudigkeit oder das Bangen in mir." (W.H. 193.)

Wie Jean Paul war Alban Stolz eine Mischung von feinstem Gemüt und nüchternstem Verstand. Diese Struktur quält ihn oft, macht ihn unharmonisch. „Der unausgeglichene Spannungszustand zwischen seiner ungewöhnlich tiefen und schöpferischen, aber auch naturhaften Innerlichkeit, und der halb unbewußten, verstandesmäßigen Flucht vor diesen inneren Schicksalen, die ihm wegen ihrer naturhaft überwältigenden Kraft, wegen ihrer hinreißenden und unberechenbaren Dämonie Grauen und Angst ein-

---

[194]) Lippert, a. a. O., 94.

flößten, war eine starke Quelle der Bewegungen, die in seiner Seele widerstreitend miteinander rangen." [195])

Seine Seele flüchtet dann gern in das Gebiet des Religiösen; die strenge Gewissenhaftigkeit legte dem fortreißenden Drang schnell einen Zügel an; denn nur so glaubte er bei seiner eigentümlichen Seelenstimmung und seinem sensiblen Wesen das Auf- und Abwogen und Überquellen von Empfindungen, die Gefahr krankhafter Naturschwärmerei bannen zu können.[196])

Viele Tagebuchstellen zeigen typisch ein eigentümliches Nebeneinander wechselnder Grundstimmungen. Die unbefangene, frohe Naturfreude wird mit straffender Kraft, mit deutlich markiertem Ruck zu aszetischer Rückbesinnung umgebogen und wiederum sucht ein schicksalhaftes Bedürfnis die ernste Empfindungsweise in eine optimistische, naturbejahende umzuwenden: So oft drängt sich ihm mitten im süßen Entzücken, „wenn die Schönheit wie geistige Meereswogen über seine Seele wogt", der Gedanke an „ein psychologisches Naturgesetz auf, wodurch jeder große reichliche, wenn auch erlaubte Genuß die Seele zu früh in Freude ausblühen macht". Diese „Antizipation der Seligkeit" erinnert ihn an das verfrühte Ausfliegen eines zarten Schmetterlings, an einen blaß blühenden Baum mitten im Jänner. Bei freudvoller Betrachtung der Landschaft „sticht oft das Gewissen hinein, wie Sonnenschein zwischen Wolken und zeigt mir die Naturempfindung als Romandichtung; denn die Naturerscheinungen selbst sind nur die Kulissen zur Tragödie des Menschenspieles auf Erden." (D.Kr. 37.) Die „störende Bangigkeit im Hintergrund der Seele verscheucht die wundersamen Naturgeister." (W.H. 340.) Die „Flügel der Phantasie beben zusammen und sinken nieder vor dem Ernst der Zukunft." (W.d.S. 9; W.d.S. 42, 154; W.H. 206, 178, 296, 378, 140, 450; D.Kr. 184.)

In ebenso vielen Stellen läßt sich seine Flucht in eine optimistische Sphäre nachweisen in den genährten Gedanken: meine Anschauungsweise mag ein Unrecht sein, nimm, was Gott dir gibt, manche Pflanzen brauchen viel Sonnenschein und anhaltende Wärme, ich könnte ja eine solche sein." (W.H. 97 . . .) „Es mag meine Bestimmung sein, Aug und Ohr und Phantasie am großen Körper der Menschheit zu sein, eine Blumenstaude, die keine materiellen Früchte bringt, aber in ihrer Weise Gott verherrlicht." (W.H. 194.)

Daß diese widersprechenden Tendenzen, diese durchgreifende Dissonanz sich in seiner, wenn auch nur in dieser Hinsicht komplizierten, ihrer selbst unsicheren, lebensbangen Kinderseele nicht auflösen wollten, das blieb seine ständige, schmerzliche Spannung, wenn man will seine tief persönliche Tragik.

---

[195]) Lippert, a. a. O., p. 89.
[196]) Hettinger, a. a. O., S. 134.

# Lebenslauf.

Am 26. August 1898 bin ich zu Bottrop geboren als Tochter des Kaufmanns Heinrich Scheidgen und seiner Frau Maria-Katharina geb. Fähndrich. Die Reifeprüfung des Oberlyzeums bestand ich Ostern 1918 und die Lehramtsprüfung Ostern 1919 zu St. Mauritz-Münster. Nachdem ich im Herbst desselben Jahres bei dem Provinzialschulkollegium zu Münster die Lateinprüfung abgelegt, studierte ich an den Universitäten Münster und Freiburg i. Br. Deutsch, Englisch und kath. Religion. Die Förderung meiner deutschen Studien verdanke ich den Herren: Geheimrat Jostes, Prof. Kluge, Prof. Kluckhohn, Prof. Hübner, vor allem Herrn Prof. Schwering, der das Werden dieser Arbeit mit regem Interesse begleitete. Ihm sage ich meinen besonderen Dank.

Antonia Scheidgen.